

Vierter Abschnitt .

---

**Ueber  
KIRCHE  
und  
SCHULE**

**Abschrift: Heinrich Bodentsedt (2008)**

Die Kirche  
Die im Amte gewesenen Prediger  
Neubau der Schule  
Aphoristische Nachrichten  
Die Schule  
Das Schulhaus  
Verschiedenes von der Schule

In unserem, bereits um das Jahr 1147 genannten Dorfe Bredelem hat schon längst vor dieser Zeit das Christentum Eingang gefunden, das ersehen wir aus den Patronatsrechten, die, in vielfachem Wechsel, hier ausgeübt worden sind. Schon früh war in dem Dorfe eine Kirche vorhanden. Das im Jahr 1846 der abbrechenden Spitzhacke verfallene, völlig baufällige alte Gotteshaus hatte während einer Reihe von vielen Jahrhunderten die Geschicke und Schicksale der Zeiten, bessere und böse Tage der um ihr gescharten Dorfbewohner erlebt.

Die ältesten Kunden über die kirchliche Versorgung unserer Gemeinde erhalten wir durch unsere Nachbargemeinde Ostharingen, von der aus diese, wie das später kirchlich mit ihm verbundene Dorf Upen, versorgt wurde. Jedenfalls war Ostharingen eine der ältesten Kirchengemeinden des „Densingaues“, eines Teiles des früheren „Saltgaues“, welche sich zu einer Diakonatskirche entwickelt hat, der die Ortschaften Othfresen, Heissum, Dörnten, Hahndorf, Jerstedt, Astfeld, Wolfshagen, Langelshiem, Bredelem, Upen und Lutter am Barenberge zugelegt waren, denn vor Landesgrenzen - diese Dörfer waren teils im Bistum Hildesheim, teils im Herzogtum Braunschweig belegen - machte ursprünglich die alte kirchliche Organisation nicht Halt. In unserer Heimat hatte die Reformation sehr bald Eingang gefunden, in ihr wurde zuerst im Jahre 1525 in der Jacobikirche (der jetzigen katholischen Kirche) zu Goslar das Wort Gottes nach der Lehre Martin Luthers verkündet, von hier weiter um sich greifend, so insbesondere auf Ostharingen und die mit ihm verbundenen Dörfer Bredelem und Upen. Der Wohnsitz des diese drei Gemeinden versorgenden Pfarrers war Ostharingen, der vom braunschweigischen Konsistorium in Wolfenbüttel seine Anstellung erhielt. Da aber gewisse Vorschriften des hildesheimischen Konsistoriums, - ein solches musste auf Betreiben weltlicher Machthaber für die protestantischen Kirchen innerhalb des Bistums beim bischöflichen Stuhle errichtet werden - sich mit denen des wolfenbüttelschen nicht deckten, kam es zu einem Streite des

braunschweigischen Pfarrers zu Ostharingen mit dem ersteren, der die Lösung der kirchlichen Versorgung Bredelems und Upens von Ostharingen zur Folge hatte, die im Jahre 1633 erfolgt ist. Bredelem und Upen wurden nun zu einem eigenen gemeinsamen Kirchspiel verbunden, der Wohnsitz des Pfarrers wurde Bredelem, da in Upen kein Wohnhaus für denselben vorhanden war. Diese Einrichtung hat bis in unsere Tage bestanden, aber jetzt nach 300 Jahren (1947), wo ein Land „Niedersachsen“ gebildet wurde, bestehend aus Südhannover und dem Herzogtum Braunschweig (ausser dem grösseren Teile des ehem. Kreises Blankenburg), sind diese drei Gemeinden wieder zu gemeinsamer kirchlicher Versorgung zusammengelegt, eine endgültige Regelung aller kirchlicher Verhältnisse konnte jedoch noch nicht getroffen werden.

Auf Grund der Kirchenbücher und einer älteren Chronik erfahren wir aus einem Bericht der weiland Frau Minna FRICKE, geb. Ahrens (aus Upen gebürtig), dass folgende Prediger für Bredelem und Upen im Amte gestanden haben:

- 1) M. Johann BUSCH, der im Jahre 1656 eingeführt wurde. Nachdem derselbe das Predigeramt allhier 13 Jahre verwaltet hatte, erhielt er einen Ruf an die Jacobikirche in Goslar, also an die Kirche in Goslar, in der zuerst nach der lutherischen Lehre gepredigt wurde, welche aber, nachdem die Reformation in der alten Kaiserstadt grosse Verbreitung genommen hatte und mehrere Gotteshäuser benötigte, den Katholiken wieder zur Verfügung gestellt wurde, als deren einzige in der Stadt. Nach einer dortigen 25 jährigen Amtsführung, als senior ministerii, überhaupt nach einer 38 jährigen Amtstätigkeit, starb er dort im Jahre 1694. - Ihm folgt:
- 2) Heinrich BESECKEN, der bereits nach einer 4 jährigen Amtsführung - er wurde 1670 eingeführt - im Jahre 1674 verstorben ist.
- 3) Heinrich Melchior WINKELMANN, der 1674 das Amt antrat und am 12. Februar 1709 starb, 70 Jahr, 3 Monat und 3 Wochen alt. - Dessen Nachfolger war:

- 4) Bertold Johann RENSCH, aus Langelsheim gebürtig, wo sein Vater Andreas Rensch als Pastor im Amt war. Er wurde am 8. Mai im Jahre 1709 eingeführt und starb am 20. Mai 1731.
- 5) Christian Wilhelm SCHLÜTER, ein Sohn von Superintendent Pastor Richard Schlüter aus Harlingerode im braunschweigischen Amte Harzburg, trat am 2. August 1731 das Pfarramt an und starb 1771 im Alter von 71 Jahren und 3 Wochen, nachdem er in demselben 39 Jahr gewirkt hatte. - Ihm folgte
- 6) Johann Christian Konrad SACKO, aus Hornburg, Kreis Halberstadt, gebürtig. Nachdem er 1799 einen Adjunkt genommen hatte, starb er 1800 im Alter von 54 Jahren, im Amte war er 29 Jahre. - Sein Nachfolger wurde sein Adjunkt und Schwiegersohn
- 7) Ernst Ludwig SANDHAGEN, aus Schladen gebürtig, wo sein Vater Johann Ludwig Sandhagen Prediger gewesen ist. Nach einer nur 12 jährigen Amtsführung starb er, nach fast 3 Jahre lang gehabter Wassersucht, im Alter von 46 Jahren.
- 8) Georg Heinrich KÖNIG, aus Goslar gebürtig, im September 1811 zu Bredelem als Pastor eingeführt, vorher 6 Jahre als Konrektor in Salzgitter tätig gewesen, zog 1827 wieder nach Salzgitter und lebte daselbst noch bis 1845.
- 9) Johann Georg Eberhard TIMME, aus Salzgitter gebürtig, wurde 1827 in Bredelem als Pastor eingeführt, im Jahre 1845 nach Calenfeld bei Wunsdorf versetzt.
- 10) Christian Friedrich WENGLER, aus Hannover gebürtig, bislang Pfarrkolaborator in Dassensen, wurde am 11. Januar 1846 in der Schwesterkirche zu Upen, da inzwischen die alte Kirche in Bredelem bereits abgebrochen war, in sein Amt eingeführt und hat dieses bis zu seinem am 20. Juli 1870 erfolgten Tode ausgeübt.
- 11) Karl Johannes BAUSTÄDT, gebürtig aus Rumbeck bei Rinteln, war von 1847 bis 1857 Pastor und Rektor in Rodenberg, von 1857 bis 1871 Missionsinspektor in Herrmansburg, wurde im März 1871 als Pastor hier eingeführt, von wo er im Jahre 1879

nach Gera versetzt wurde.

- 12) Johann Heinrich Christoph KRANZ, aus Heiligendorf bei Fallersleben gebürtig, wurde am 18. April 1880 eingeführt, nachdem er zuvor als Hilfsprediger an der St. Stephani-Kirche zu Goslar und Leiter der Mädchen-Mittelschule dortselbst tätig gewesen war. Am 1. Oktober 1906 trat er in den Ruhestand und zog nach Braunschweig.
- 13) Wilhelm SCHLEIFFER, gebürtig aus Diedersen bei Hameln trat das Pfarramt zu Bredelem und Upen am 28. April 1907 an, bisher war er als Pastor coll. in Fallersleben tätig gewesen. Er wurde 1916 auf die Pfarrstelle von Steinlah durch dessen Patron, dem Baron von Gadenstedt, berufen. - Seine Nachfolge trat an:
- 14) Karl PHILIPPS, geb. 25. Februar 1866 in Sillium, Sohn des Landwirts Heinrich Philipps und dessen Ehefrau Wilhelmine geb. Linne, war von August 1899 bis 1917 als Pastor in Radegast, Kr. Lüneburg, tätig. Von Oktober 1917 bis April 1937 war er Pastor in Bredelem, und zog nach seiner nun erfolgten Pensionierung nach Goslar. Er ist gestorben am 27. September 1941 in Buchwald, Kr. Neu-Stettin. P. Philipps war der Erfinder des in seiner Gemeinde Bredelem/Upen eingeführten Patenkelchs.

Infolge des herrschenden Krieges hat eine Neubesetzung der Pfarrstelle Bredelem/Upen nicht sogleich stattgefunden; die beiden Schwestergemeinden wurden zunächst von dem Pastor ELSTER aus Othfresen kirchlich betreut, der dann aber nur die Vertretung für Upen ausübte, während die für Bredelem dem P. VANDREE aus Dörnten übertragen wurde. Im Herbst 1946 wurde der aus dem Osten des Deutschen Reichs vertriebene Pfarrer

- 15) SCHLIEPHACK, als Pastor zu Bredelem und Upen eingeführt, und diesem wurde dann auch die Gemeinde Ostharingen mit zugeteilt, sodass nun, wo ein Land Niedersachsen entstanden ist, auch die drei Dörfer wieder einen Pfarrer haben, wie solches vor 300 Jahren der Fall gewesen ist. *(bis April 1953)*

Ogleich bereits an anderer Stelle über den Neubau der Kirche zu Bredelem berichtet wurde, müssen wir hier doch noch einmal

darauf eingehen.

Schon in frühesten Zeiten war in dem Dorfe eine Kirche vorhanden, in der zunächst katholischer Gottesdienst ausgeübt wurde, dann nach Einführung der Reformation evangelischer, durch den Pfarrer von Ostharingen zunächst, dem vom Jahre 1656 ab die hier vorstehend genannten Pastoren in der Gemeinde folgten. Dieses Gotteshaus wird bereits 1676 als ein reparaturbedürftiger Bau bezeichnet. Aber immerhin finden wir diese alte Kirche im Jahre 1830 noch vor, wo sie auch der grosse Brand vom 30. Mai verschont hatte, wie ebenfalls das Pfarrhaus und die Schule. Die Baufälligkeit war aber derart fortgeschritten, dass sie nicht mehr durch Reparaturen abzuwenden und ein Neubau dringend erforderlich war. Trotz der drüenden Lasten, die durch den grossen Brand fast des ganzen Dorfes und seinen Wiederaufbau den Bewohnern der Gemeinde auferlegt waren, wurde über diesen Neubau bereits im Jahre 1836 Beschluss gefasst und von dieser Zeit ab seitens der Gemeinde gefördert. Da wurden die zu leistenden Spann- und Handdienste geregelt, ebenso die Lieferungen von Holz, Steinen und dem sonst nötigen Baumaterial; das notwendige Holz wurde unentgeltlich teils aus den Gemeinde-, teils aus den nahe liegenden fiskalischen Forsten geliefert, der zum Bau benutzte Sandstein entstammt den Steinbrüchen bei Ostlutter.

Nach Vollendung des Baues stellten sich die Gesamtkosten auf 5411 Thaler, deren Aufbringung in folgender Weise erfolgt ist: aus den Pfarreinkünften der Gemeinde waren 1500 Thaler bewilligt, zahlbar in 10 Raten zu je 150 Thl. jährlich, die Kgl. Generalkasse leistete einen Zuschuss von 150 Thl., durch eine Becken-Kollekte im ehemaligen Fürstentum Hildesheim waren 120 Thl. aufgebracht, sodass die Gemeinde einen Betrag von 3641 Thl. zu zahlen hatte. - Nach den Entwürfen des Hauptmann Wiepking aus Goslar wurde der Neubau im Frühling 1846 begonnen, die Bauleitung wurde von dem genannten ausgeübt. Mit Ausnahme von Tischlermeister Abel aus Bredelem, welcher in Gemeinschaft mit einem Goslarer Tischlermeister die Tischlerarbeiten ausgeführt hat, wurden

sämtliche Bauarbeiten von auswärtigen Handwerksmeistern geleistet, da Bredelem überhaupt nur wenige Handwerker zu seinen Einwohnern zählte.

Der Grundstein, das ist der erste Stein zu ebener Erde, an der südwestlichen Ecke des Turms, wurde am Sonnabend, den 4. April 1846 gelegt, dem eine von dem damaligen Pastor Wengler abgehaltene gottesdienstliche Feier voranging, an der sich die Einwohner des Dorfes in reichlichster Zahl beteiligten. In diesen Grundstein wurde eine Urkunde, befindlich in einer gläsernen Flasche, eingemauert, die Nachrichten über das Dorf Bredelem enthält, die auch hier anschliessend folgen werden, von deren Abschrift wir bei unserem Bericht über das Dorf vielfach Kunde entnommen haben. Der Kirchenbau schritt tüchtig vorwärts, sodass am 13. August 1846 das äussere Kirchengebäude und der Turm soweit fertig waren, dass der Richtkranz aufgesteckt werden konnte, bei welcher Feier von dem vorgenannten Prediger eine Ansprache und von je einem Zimmer- und einem Mauergesellen die sog. Giebelreden gehalten wurden. Seitens der Gemeinde wurde den beim Bau beschäftigten Arbeitern eine freie Mahlzeit und Tanzmusik gespendet. Der ganze Bau bis zum Turmkopf war bis zum 27. November 1846 vollendet. Auch in dem Turmkopf sind Auszüge aus den erwähnten Nachrichten, ebenfalls in einer Glasflasche, enthalten. Wir lassen nun diese Nachrichten, wie sie bei den Pfarrakten aufbewahrt sein werden und im Besitze einiger Bredelemer Familien sind, hier folgen.

*Aphoristische Nachrichten über das Dorf **Bredelem**, Amts Liebenburg, Landrostei Hildesheim. Aufgestellt im April 1846*

*Aus den Zeiten von der Reformation ist über das Dorf Bredelem keine schriftliche Nachricht vorhanden. Dass dasselbe im dreissigjährigen Kriege gleich seinen jetzt verschwundenen Nachbardörfern Dolgen, West- und Mittelharingen (?) in Schutt gelegen habe, ist klar; denn gräbt man irgendwo im Dorfe tief, so stösst man auf Brandschutt nebst Kanonen- und Kartätschenkugeln. Die damalige Bevölkerung muss der jetzigen gleich gerechnet*



werden, denn die Aenger, Wiesen und anderen Plätze vor dem Dorfe sind damals sämtlich als Ackerland bewirtschaftet. Ohne Zweifel haben sich auch die unglücklichen Einwohner der verwüsteten Dörfer Dolgen, West- und Mittelharingen zum Teil hier angesiedelt, nachdem der grausame Tilly, welcher den 27. August 1626 in hiesiger Nähe bei Lutter am Barenberge und hier in der Haar (?) mit dem dänischen Könige Christian gekämpft hatte, abgezogen war. - Dieses über frühere Zustände von Bredelem, weil mehrere und sichere Nachrichten fehlen.

Unsere Feldmark wird eine Stunde entlang von dem reissenden Bergfluss, die Innerste, gespült, die für das Dorf eine wahre Geissel ist und wohl auch bleiben wird. Im Jahre 1774, den 26. Mai, brach die Innerste oberhalb des Steinfeldes aus und verwüstete durch mitschleppenden Puchsand und Hüttengestein die vorhin so gute Länderei. Die Aecker mussten wieder gereinigt werden; 300 bis 1000 Fuder Puchsand lagen auf einem Morgen Calenberger Masse. Im Jahre 1808, den 7. April, ereignete sich dieses Unglück zum zweitenmale. Da erschien ein Damm das dringendste Bedürfnis. Schon früher war darum bei verschiedenen Regierungen, unter die die Hildesheimsche abwechselnd kam, wiederholt nachgesucht. Zunächst bei der Fürstlich Hildesheimschen, von 1802 bis 1806 bei der Preussischen, von da bis 1813 bei der Westfälischen und endlich bei der jetzigen Hannoverschen. Nach langem Flehen erhielt endlich die Gemeinde durch die Gnade des Vice-Königs, Herzog von Cambridge, zum Dammuferbau an der Innerste eine Beihilfe von 500 Thalern und darnach einen sachkundigen Wasserbau-Inspektor, welcher der Innerste an der Durchbruchstelle einen Damm von noch unbekannter und aus der Schweiz, wie es heisst, entlehnter Konstruktion entgegen setzte, der ohne Fuhren, Handarbeit und Faschinen 1039 Thaler, 8 Gutegroschen, 4 Pfennig kostete. Dank dem Himmel und dem Herzoge: der Damm steht seit 1831 unüberwältigt da! Indess wird der Innerste-Uferbau immer eine grosse Last bleiben, wenn auch die Dämmung noch so zweckmässig, wie bisher betrieben wird. Sichert euch, ihr

*Nachkommen, so viel ihr könnt, es gehört unendlich viel dazu, die dadurch vergifteten Aecker wieder zu einer spärlichen Tragbarkeit zu bringen, noch jetzt liegen seit der letzten Überschwemmung 18 Morgen dreisch, obgleich schon vieles wieder verwittert und in einen leidlichen Humus ausgeartet ist. Von sonstigen Unglücksfällen, die Bredelem betroffen haben, ist ausser der Feuersbrunst im Oktober 1808, wo am hellen Nachmittage auf dem Bruche 3 Brinksitzerhäuser und das Gemeinde-Hirtenhaus niederbrannten, ein entsetzlicher Brand insbesondere zu erwähnen. Er entstand den 15. Mai 1830, abends einhalb 10 Uhr, durch eines Bösewichts Hand. Das ganze Dorf glich innerhalb einer Stunde einem Feuermeere. Es brannten ab: 8 Ackerhöfe, 12 Kothhöfe nebst allen Wirtschaftsgebäuden, 4 Brinksitzerhäuser, die Pfarrscheuer, das Pfarrwitwenhaus, die Zehntscheuer. Pferde, Kühe, alles Federvieh, Hunde und andere Tiere fanden ihren Tod in dem grässlichen Elemente. Leider ward auch ein sechsjähriges Kind ein Raub der Flammen. Bei der Schnelligkeit des Feuers retteten viele Bewohner nur das Nackte Leben. Die Verluste des Ortes waren um so schmerzlicher, da das Versicherungskapital der niedergebrannten Gebäude nur 36000 Thaler betrug. Sämtliche Gebäude waren damals versichert zu 50875 Thal., während gegenwärtig zu 86400 Thaler. Späterhin 1837 brannte die hiesige Mühle ab und 1838 wiederum 5 Brinksitzerhäuser vor den sogenannten Weiden, die in dem grossen Brande verschont geblieben waren.*

*Ueber vorteilhafte Wendungen für Bredelem sind folgende bemerkt: Im Jahre 1822 wurde das herrschaftliche Vorwerk Haarhof, welches bis dahin von der Domäne Liebenburg bewirtschaftet war, der Gemeinde Bredelem und Upen verliehen, wovon sich indessen in Brdelem 8 Höfe ausschlossen. Von 1827 bis 1829 wurden Theile der hiesigen Feldmark successive zusammengelegt, sodass jeder Ländereibesitzer seine Länderei in zusammenhängenden Stücken erhielt. Das Steinfeld ist noch nicht zusammengelegt, wegen der darin versandeten Aecker, wird aber sicherlich noch zusammengelegt werden. - Zur Zeit der westfälischen Regierung*

wurde der Herrendienst, der darin bestand, dass ein Ackermann wöchentlich zwei Spanndienstage und ein Kothsass zwei Handdiensttage auf dem herrschaftlichen Vorwerke Haarhof abzuleisten hatte, in eine jährliche Rente umgewandelt. Diese beträgt jährlich für einen Ackermann 50 Thaler 13 Gute Groschen 4 Pfennig, für einen Kothsass 7 Thl. 23 Ggr., für einen Brinksitzer 2 Thl. 12 Ggr., für einen Anbauer 1 Thl. 18 Ggr. Zu derselben Zeit wurde auch der dem Dom-Kapittel in Hildesheim gehörige Westharinger Zehnte billigst gekauft. Nach der jetzigen hannoverschen Ablöseverordnung von 1833 ist 1840 der Zehnten abgelöst, an die Klosterkammer zu Hannover mit einem Kapital von 20500 Thaler. In diesen Zehnten gehörten 1118 Morgen 114 Ruthen. Für den Lämmerzehnten wurden bezahlt 350 Thaler.

Seit jener Zeit sind auch einzelne Zinsgefälle an verschiedene Gutsherren in hiesiger Gemeinde abgelöst. Die Gemeinheitsteilung ist in Bearbeitung und harret der Beendigung sehnsuchtsvoll entgegen.

Es komme nun noch kirchliches hier zur Sprache, und das umsomehr da vorstehendes den Inhalt des Grundsteines unserer neuen Kirche ausmachen soll.

Wie lange nun bereits die abgerissene Kirche bestanden habe, lässt sich nicht ermitteln. Sie muss aber sehr alt gewesen sein, denn die alten Kirchrechnungen erwähnen schon in dem Jahre 1676 und den folgenden bedeutende im Mauer- und Ständerwerk vorgenommene Reparaturen. Den ersten eigenen lutherischen Prediger hat Bredelem mit Upen zusammen an Johann Busch 1656 erhalten. Vorhin zur Zeit der berühmten Hildesheimischen Stiftsfehde, als auch unser Ort unter braunschweigischer Regierung stand, hat der Prediger von Ostharingen unsere Pfarre mit versehen. Diese Sachlage änderte sich, als 1643 der Bischof Ferdinand der 5. von Hildesheim und der Herzog von Braunschweig-Lüneburg wegen ihrer Länder einen Vergleich schlossen und infolgedessen auch 1652 ein evangelisches Konsistorium zu Hildesheim errichtet wurde; sie änderte sich wohl

*um so schneller, als der braunschweigische Prediger von Ostharingen der Verordnung des neuen Konsistoriums zu Hildesheim nicht ganz nachgekommen sein soll. Von 1654 bis 1656 wurde hierselbst ein Pfarrhaus gebaut und eine besondere vom Fürstlich Hildesheimischen Konsistorio relevierte Pfarre gegründet. Seit 1656 bis Michaeli 1845 haben hierselbst 9 lutherische Prediger dem Amte vorgestanden, und den 11. Januar 1846 ist der jetzige Prediger, Pastor Friedrich Christian Wengler in der Schwesterkirche zu Upen eingeführt, da die hiesige Kirche schon abgebrochen war.*

*Was die Schullehrer anbetrifft, so stehen dieselben hier gleichfalls seit 1656, und der jetzige Karl Binder ist seit jener Zeit der achte. Die Wahl der Schullehrer hat die Gemeinde bis 1815 stets exerziert. Da wurde das Fürstentum Hildesheim zum Königreiche Hannover geschlagen und der Gemeinde ihr uraltes Recht genommen. Bemerket sei hier zugleich, dass der Gemeinde im Jahr 1840 die Reparatur des Schulhauses und der Anbau einer neuen Schulstube 1200 Thaler kostete.*

*Nur noch einige Worte über die neu zu erbauende Kirche. Wie schon bemerkt ist, war die bereits abgerissene Kirche sehr alt und wurde immer baufälliger. Es wurde deshalb 1836 von der Gemeinde Antrag auf Neubau gestellt und sofort im ersten Termine die Beitragspflichtigkeit festgestellt; nämlich ein Ackermann gegen einen Kothsassen, Brinksitzer und Anbauer ein vier und zwanzigstel des Ackermannsteils. Hinsichtlich der Steinfuhren gaben späterhin die Ackerleute in Güte soweit nach, dass ein Kothsass im Verhältnis von 4 zu 10 fahren sollte. Seit 1836 ist nun die Sache des Neubaues abseiten der Gemeinde eifrig betrieben, wiewohl sie grosse Opfer dazu bringen muss, indem die Kirche selber ohne Vermögen ist. Königliches Konsistorium hat der Gemeinde dazu aus den Pfarreinkünften 1500 Thaler, davon 150 Thaler jährlich zahlbar, bewilligt; Königl. Generalkasse 150 Thaler und die für das Fürstentum Hildesheim verwilligte Beckenkollekte ist zu 120 Thaler veranschlagt. Da nun der Kostenanschlag unserer Kirche ohne Spann- und Handdienste nebst dem Eichenholz, welches aus*

*hiesiger Waldung erfolgt, 5411 Thaler beträgt, so hat die Gemeinde noch 3641 Thaler bar zu zahlen. Doch Gott sei Dank und Ehre, dass der Bau der Kirche unter Leitung des Hauptmann Wiepking zu Goslar begonnen hat. Am 4. April 1846 war der Grundstein gelegt. Ein festliches Geläute versammelte nachmittags die Gemeinde an Ort und Stelle und nach Absingung des Liedes „Bis hierher hat mich Gott gebracht“, wurde vom Pastor Wengler die Feier auf eine erhebende Weise vollzogen.*

*Hilf denn fernerweit du treuer Gott, dass wir dich in der Kirche durch Lippen und Herzen und immerdar durch unser Leben preisen mögen. Der alte Gottesacker neben der Kirche ist ausserhalb des Dorfes gelegt und den 9. November 1845 durch den Herrn Superintendenten Rehbock in Salzgitter eingeweiht.*

*Bredelem fasst in sich eine Seelenzahl von 508 Personen. Darunter sind 245 männliche und 263 weibliche. Diese Seelenzahl bekennt sich zur lutherischen Kirche, ausser 2 Katholiken.*

*Die Stückzahl der Thiere ist.*

*78 Pferde und 2 jährige Fohlen - 111 Stück Kühe und 20 Rinder - 1560 Stück Schafe und 490 Lämmer - 108 Stück Schweine - 40 Stück Ziegen - und eine Menge Federvieh.*

*Die Preise der Lebensmittel sind augenblicklich folgende:*

*der Himpten Weizen kostet 1 Thaler 10 Gute Groschen*

*der Himpten Roggen kostet 1 Thaler 4 Gute Groschen*

*der Himpten Gerste kostet 22 Gute Groschen*

*der Himpten Hafer kostet 19 Gute Groschen 4 Pfennig*

*der Himpten Kartoffeln kostet 6 Gute Groschen*

*1 Schock Eier kosten 8 Gute Groschen*

*1 Pfund Butter kostet 4 Gute Groschen*

*1 Schock Kuhkäse kostet 11 Gute Groschen*

*Die jetzigen Reihenstellen und ihre Besitzer sind folgende:*

*1) Ackermann und Kothsass Julius Achilles, Bauermeister der Gemeinde*

*2) Ackermann Andreas Niehoff, Vorsteher der Gemeinde*

*3) Kothsass Johann Heinrich Wedde, Vorsteher der Gemeinde*

- 4) *Ackermann Christoph Heitefuss*
- 5) *Ackermann Julius Körner*
- 6) *Ackermann Franz Döhrmann*
- 7) *Ackermann Johann Hennig Körner*
- 8) *Ackermann Andreas Fricke*
- 9) *Ackermann und Kothsass Heinrich Welge*
- 10) *Kothsass Andreas Wittig*
- 11) *Kothsass Christian Rollwage*
- 12) *Kothsass Andreas Abel*
- 13) *Kothsass Hans Heinrich Fricke*
- 14) *Kothsass Witwe Söchtig*
- 15) *Kothsass Christoph Bültemann*
- 16) *Kothsass Johann Heinrich Diekmann*
- 17) *Kothsass Werner Fricke*
- 18) *Kothsass Andreas Breihan*
- 19) *Kothsass Johann Heinrich Körner*
- 20) *Brinksitzer Heinrich Jürgen Blumenberg*
- 21) *Brinksitzer Heinrich Ahlburg*
- 22) *Brinksitzer Hans Heinrich Heitefuss*
- 23) *Brinksitzer Johann Heinrich Fricke*
- 24) *Brinksitzer Heinrich Röpke*
- 25) *Brinksitzer Joachim Andreas Ahlburg*
- 26) *Brinksitzer Witwe Samblebe*
- 27) *Brinksitzer Heinrich Wedde*
- 28) *Brinksitzer Wedde Erben*
- 29) *Brinksitzer Michael Wedde*
- 30) *Brinksitzer Andreas Abel*
- 31) *Brinksitzer Friedrich Schulze und Witwe Breihan*
- 32) *Brinksitzer Andreas Niehoff*
- 33) *Brinksitzer Hans henning Söchtig*
- 34) *Brinksitzer Mathias Bock*
- 35) *Brinksitzer Hans Heinrich Möllhof*
- 36) *Anbauer Heinrich Immenroth*
- 37) *Anbauer Johann Heinrich Hiehoff*

38) *Anbauer Christoph Abel*

39) *die Palandsmühle - Mühlenmeister Schrader*

40) *der Forsthof Haarhof*

*Unser Gott ist unsere Zuflucht für und für, ihm befehlen wir uns und unsere Sachen; er wolle auch über unseren Gräbern eine fromme Nachkommenschaft aufblühen lassen. Amen!*

Nachdem wir in dem Vorstehenden die Abschrift der im Grundstein der Kirche niedergelegten Urkunde gebracht haben, wollen wir nun auch eine solche von der im Turmkopf befindlichen folgen lassen, welche am 19. Juli 1847 darin niedergelegt ist:

*Gott allein die Ehre ! Psalm 127 Vers 1 !*

*Den nachfolgenden Geschlechtern sei hiermit kund und zu wissen:*

*A.- dass in dem südwestlichen Ecksteine des Thurmes, d. i. in dem ersten Steine auf ebener Erde wohlbewahrt in einer gläsernen Flasche liegen: Aphoristische Nachrichten über das Dorf Bredelem, aufgestellt im April 1846. Diese Nachrichten besagen, um hier den Inhalt kurz anzugeben:*

*1)wie Bredelem im dreissigjährigen Kriege zerstört ( ? ), wieder aufgebaut und durch Ansiedlung der Bewohner der gleichfalls zerstörten ( ? ) Dörfer Dolgen, West- und Mittelharingen erweitert sei*

*2)wie Bredelem eine Stunde lang von dem Flusse Innerste, als einer wahren Geissel, bespült wurde und durch Ueberschwemmungen, wie den 26. Mai 1774 und den 7. April 1808, bedeutend gelitten,*

*3)wie Bredelem durch Brandunglück verschiedentlich heimgesucht, im Oktober 1808, am 15. Mai 1830, wo in kurzer Zeit durch eines Bösewichts Hand 8 Ackerhöfe, 12 Kothhöfe nebst allen Wirtschaftsgebäuden, 4 Brinksitzerhäuser, die Pfarrscheuer, das Pfarrwitwenhaus, die Zehntscheuer der Flamme erlagen; dann 1837, wo die Mühle abbrannte, dann 1838, den 18. November, wo 5 Brinksitzerhäuser ein Raub des Feuers*

wurden,

4) wie Bredelem auf mancherlei Weise gewonnen, nämlich: a. Bredelem erhielt 1822 das herrschaftliche Vorwerk Haarhof auf ewigen Erbzins, gleich wie Michaelis 1825 die Schäferei zu 35 Himpten Roggen alljährlich, b. Bredelem legte von 1827 bis 1829 seine Feldmark, mit Ausnahme des Steinfeldes und Rottlandes in gütlicher Uebereinkunft zusammen, legte 1836 das alte und neue Rottland in gerade Furchen, verwandelte 1835 die sechzehnjährigen Umtriebe seiner Waldung in zwanzigjährige, c. Bredelem löste ab zur westfälischen Zeit den Herrndienst, wofür alljährig bezahlt: ein Ackermann 50 Thl. 13 Ggr. 4 Pfg., ein Kothsass 7 Thl. 23 Ggr., ein Brinksitzer 2 Thl. 12 Ggr., ein Anbauer 1 Thl. 18 Ggr., und zu gleicher Zeit von dem Hildesheimschen Domkapittel den sogenannten Westharinger Zehnten, ferner 1840 den Zehnten auf hiesiger Feldmark, und zwar den Fruchtzehnten zu 20500 Thaler, den Lämmerzehnten zu 350 Thaler, endlich verschiedene gutsherrliche Gefälle, - die Gemeinheitsteilung harrt ihrer Vollendung, und ebenso die Westharinger Feldmark,

5) was über Bredelem in kirchlicher Hinsicht zu merken sei, welches alles auch im Pfarr-Archive zu Jedermanns Einsicht liegt,

6) Notizen über Einwohnerzahl von Bredelem und die Stückzahl des Viehes.

B.- Zu den obigen in dem benannten Steine befindlichen Nachrichten mögen hier noch folgende hinzukommen:

1) die Preise der Lebensmittel

der Himpten Weizen kostet gegenwärtig 3 Thaler

der Himpten Roggen kostet gegenwärtig 2 Thaler 16 Ggr.

der Himpten Gerste kostet gegenwärtig 1 Thaler 20 Ggr.

der Himpten Hafer kostet gegenwärtig - Thaler 22 Ggr.

der Himpten Kartoffeln kostet gegenwärtig - Thaler 18 Ggr.

2) Diese enorm hohen Preise sind durch die entsetzliche Dürre von 1846 hervorgerufen, die in ganz Europa eine spärliche Ernte gebracht, bis auf Russland, dazu kam 1845 eine Missernte der Kartoffeln durch sogenannte Kartoffelfäule, die sich 1846,



wenngleich bedeutend minder, wiederholte und vorzüglich den Notstand bei der ärmeren Klasse erzeugt hat. Es hat in dem letztgenannten Jahre, wie von den Regierungen, so von den Gemeinden und Einzelnen jedes Mittel aufgeboden werden müssen, um der Not nur einigermaßen zu wehren. Die Folgen werden noch lange fühlbar bleiben.

Den Kirchenbau betreffendes:

- a) der ganze Bau ist entworfen und geleitet von dem Herrn Hauptmann Wiepking in Goslar. Kirchenbau-Führer waren der hiesige Ackermann Christoph Heitefuss und Kothsass Andreas Wittig, Kirchenbau-Rechnungsführer der hiesige Ackermann Andreas Fricke, Ortsvorstände waren zu der Zeit der Bauermeister Julius Achilles, und Vorsteher der Ackermann Andreas Niehoff und der Kothsass Johann Heinrich Wedde. Handwerker am Bau waren: Maurermeister Nothdurft aus Goslar und Solf aus Ostlutter, Zimmermeister Strätger aus Salzgitter, Tischlermeister Müller aus Goslar und Abel hieselbst, Schieferdeckermeister Giesecke aus Goslar, Glasermeister Hurlhei aus Jerstedt, Maler Voges aus Goslar, der Kupferschmied Bothe hat den Thurmknopf gemacht und Willecke hat ihn vergoldet,
- b) der ganze Neubau begann den 4. April 1846 Sonnabend Nachmittag 2 Uhr, wo in Begleitung einer von dem damaligen Prediger, Pastor Wengler, ausgeführten gottesdienstlichen Feier der Grundstein gelegt wurde,
- c) vollendet war das äussere Kirchengebäude und der Thurm bis zur Kirhhöhe am 13. August 1846, an welchem Tage nachmittags 2 Uhr der Kranz aufgesteckt wurde, bei welcher Gelegenheit der schon bekannte Prediger eine Ansprache und zugleich ein Zimmer-, wie ein Mauergesell sogenannte Giebelreden hielten. Bei den beiden Gelegenheiten b) und c) hatte die Gemeinde den bisherigen Arbeitern an der Kirche freie Mahlzeit und Tanzmusik gespendet.
- d) vollendet war der ganze Thurm bis zum Kopfe den 27. November

1846.

3) *Die gegenwärtigen Reihestellen und ihre Inhaber:*

// hier folgt wieder das gleiche Verzeichnis, wie solches in der Grundstein-Urkunde aufgeführt ist, von dessen Wiederholung wir Abstand nehmen können //

Mit dem Vorstehenden glauben wir das wesentlichste, soweit solches uns bekannt und wieder zu geben möglich ist, gesagt zu haben, was die Kirche betrifft.

Wenden wir uns nunmehr in kurzen Zügen der *SCHULE* zu. In dem Dorfe Bredelem ist schon in den Zeiten, in denen die Reformation dort Eingang gefunden hat, und dieses muss um die Mitte des 16. Jahrhunderts gewesen sein, eine Schule vorhanden gewesen. Nicht in allen Dörfern unserer Heimat ist dieses der Fall gewesen; von staatlicher Seite aus ist in dem frühen Mittelalter nichts zur Bildung von Schulen geschehen, das Schulwesen war ausschliesslich Sache der Kirche. Erst die Neuzeit hat das Schulwesen staatlich geordnet, ohne jedoch die Mitwirkung der kirchlichen Behörden dabei völlig abzulehnen. So ist es erklärlich, dass die Aufsicht über diese kirchliche Einrichtung sich in den Händen der Geistlichen befand, dass in den Dörfern und kleinen Städten der Pfarrer auch die Schulaufsicht hatte. Erst die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat darin insofern Wandel geschaffen, dass durch gesetzliche Festlegungen die Schulen verstaatlicht wurden, sie wurden von der Kirche, wenn zunächst auch nicht vollkommen, getrennt. Besondere Schulaufsichtsbehörden wurden geschaffen, teils ständig angestellte, teils im Nebenamt als solche fungierende Schulinspektoren oder der Ortspfarrer, bildeten diese Behörde.

Durch die Einrichtung der Schule durch die Kirche ist es verständlich, dass es sich hauptsächlich darum handelte, dass der heranwachsenden Jugend der so notwendige Religionsunterricht zu Teil werden konnte, was in ausgiebigster Weise erfolgte, in Schule und Kirche. Die Zeiten sind noch nicht allzu lange vergangen, dass die Jungen sowohl, wie die Mädchen nach ihrer Konfirmation noch

ein, in anderen Dörfern zwei Jahre, den sonntäglichen Nachmittagsgottesdienst, die Kinderlehre, besuchen mussten, wo sie alsdann vom „Chore gewiesen“ wurden. - Selbst ohne wesentliche Schulbildung herangewachsen, gab die grosse Masse unserer ländlichen Bevölkerung in den früheren Zeiten keinen grossen Wert auf das Wissen und Erlernen durch die Schule, wenn sich der Junge nur zu einem tüchtigen Menschen in seinem zu ergreifenden Beruf, das Mädchen die Grundlagen zu einer ordentlichen Hausfrau anzueignen verstanden, dann war das genügend. Trotzdem finden wir bei unseren Vorfahren, die 200 Jahre und selbst darüber vor unserer Jetztzeit auch auf dem Lande gelebt haben, vereinzelt allerdings, solche vor, über deren Kennen und Können wir staunen müssen, die die Allgemeinheit ihrer Zeit damit bei Weitem überragten. Gerade auf eine grössere Schulbildung der Mädchen wurde wenig Wert gelegt. Noch in den ersten dreissig Jahren des vorigen Jahrhunderts kannte man in unseren Dorfschulen den Schreibunterricht als ein obligatorisches Fach nicht, die Mädchen, natürlich im Allgemeinen, erlernten das Schreiben nicht, dieses war den Knaben insoweit vorbehalten, dass sie darin besonders unterrichtet wurden, wofür an den Lehrer eine Separatabgabe zu entrichten war, sodass längst nicht alle Jungen das Schreiben erlernten. Unsere Schulzimmer waren in den eben genannten Jahren gar nicht darauf eingerichtet, dass geschrieben werden konnte, in ihnen befanden sich neben der notdürftigen Anzahl von Bänken, auf denen die Kinder sitzen konnten, in der Regel nur ein längerer Tisch, die „Tafel“ genannt, an der die das Schreiben erlernenden ihren Platz fanden; es waren ja auch nur recht kleine Schulzimmer, meist nicht in der Grösse der „grossen Stube“ auf einem Ackerhofe. - Wie auf der einen Seite keine grosse Nachfrage nach Schulbildung bestand, war auf der anderen Seite, der des Lehrers, vielfach (frühestens durchgehend) keine Möglichkeit diese Bildung zu erteilen. Unsere früheren Schulmeister, wie sie bezeichnet wurden, waren zum Teil aus einem praktischen Handwerkerberuf hervorgegangen, zumeist dem

der Schneider, die ohne eine weitere grössere Vorbildung in das Lehrfach gelangt sind. Oft selbst des Schreibens wenig oder gar ganz unkundig wurden sie zu Schulmeistern von den Gemeindebewohnern gemacht, wenn sie nur lesen und singen konnten, und - ordentliche Menschen waren. Denn der Lehrer auf dem Dorfe, hier in Bredelem und überall, war nicht nur dieses, der Schulmeister, er war - infolge der Zugehörigkeit der Schule zur Kirche - auch Organist, Opfermann und Küster. Da in unseren allerfrühesten Zeiten Orgeln in den Kirchen wenig oder gar nicht vorhanden gewesen sind, musste der Lehrer, als Opfermann, vorsingen, ja gar den Text des Gesanges vorsprechen, den Ton angeben und aushalten. Als dann die Orgel allgemein in der Kirche ihre Aufnahme gefunden hatte, war es auch nötig, dass ein Organist dafür vorhanden war. Als Opfermann lagen dem Lehrer ebenfalls verschiedene Verrichtungen ob, ebenfalls dem Küster, dem auch das Glockenläuten zustand. Diese sog. niederen Küsterdienste sind erst im letzten Drittel vorigen Jahrhunderts den Lehrern abgenommen, eben mit der Verstaatlichung der Schulen. Nebenbei sei bemerkt, dass sowohl die Aemter des Opfermanns, wie insbesondere das des Küsters dem Lehrer zu seinem allzu kärglichen Gehalt die bessere Beihilfe erbrachte, denn die von den Höfen zu leistenden Abgaben an den Lehrer, bestand in Brot, Wurst, Eiern, Brotkorn und dem sog. Neujahrgeld, waren eigentlich nicht für diesen bestimmt, sondern kamen ihm nur zu für seine genannten Nebenämter, ebenso verhielt es sich auch mit der Belieferung von Holz, abgesehen von solcher für den Unterrichtsraum. - Wir erwähnten schon, dass die Besoldung früher eine sehr schlechte war, wodurch es oft dem Schulmeister nur möglich war, leben zu können, wenn er neben diesem Amt einen anderen Beruf ausüben konnte. Besonders kümmerlich war die Bargeld-Einnahme, das geringe Schulgeld, was dem Lehrer zufloss, er war auf seine zur Schulstelle gehörende Ackerländerei - und die war in der Regel nicht die beste vor dem Dorfe - angewiesen, neben den Naturalleistungen der Gemeindeglieder.

Hier in Bredelem, wie solches im ganzen Stifte Hildesheim der Fall gewesen ist, stand die Wahl der Lehrer der Gemeinde selbst zu. Als dann im Jahre 1815 das Stift dem damals neu entstandenen Königreich Hannover einverleibt wurde, wurde der Gemeinde dieses Recht entzogen, die Anstellung erfolgte nunmehr durch die obere Schulbehörde beim Konsistorium. Wohl einer der ersten von da aus angestellten Lehrer war KARL BINDER, der in der Zahl der Bredelemer Lehrer als deren achter genannt wird, im Jahr 1846, beim Kirchenbau, wird er als solcher benannt. Er wirkte fast zwei Generationen auf der Schulstelle zu Bredelem, auf der er sich, trotz seiner kümmerlichen Einkünfte ein bedeutendes Vermögen erspart hatte.

Das alte Schulhaus war durch den Brand vom 15. Mai 1830 verschont geblieben, jedoch mit der Zeit reparaturbedürftig, auch war ein ausreichender Schulraum nunmehr erforderlich geworden, dem durch die Gemeinde dadurch geholfen wurde, dass im Jahre 1840 eine gründliche Renovierung und der Anbau eines Schulzimmers erfolgt ist, was einen Kostenbetrag von 1200 Thalern verursachte. Bei der, wenn auch nicht all zu starken, Zunahme der Bevölkerung, und der damit verbundenen Zunahme der schulpflichtigen Kinder, vornehmlich jedoch durch die behördlichen Bestimmungen, dass nicht über eine bestimmte Zahl hinaus, Kinder in einer Klasse zu unterrichten seien, ergab sich für unser Dorf die Lage, dass ein zweiter Lehrer angestellt werden musste, und dass dadurch die Schaffung eines zweiten Schulraumes erforderlich wurde. Auch war eine Wohnung für den zweiten Lehrer des Dorfes zu schaffen, daher wurde das zweite Schulhaus vor dem Dorfe erbaut, um die letzte Jahrhundertwende.

In den früheren Zeiten wurde allerdings auch ein zweiklassiger Unterricht erteilt, da unterschied man die „grosse Schule“ und die „kleine Schule“, in letztere gingen die Kinder bis zum 10. Lebensjahr etwa, und kamen dann in die grosse Schule, damit mussten sie auch die Kinderlehre am Sonntag Nachmittag in der Kirche besuchen.

Schon lange besteht in unserer Heimat ein Zwang zum Besuch der Schule, jedoch wurde dieser früher nicht so streng innegehalten, da wurden noch manche Ausnahmen geduldet, und Drückerei übersehen. Was waren das für manchen Jungen für herrliche Zeiten, wenn er den ganzen Sommer hindurch, wie solches häufiger der Fall war, überhaupt nicht zur Schule ging, das war dann, wenn er als Hütejunge - nachdem die ehemaligen Gemeindegirten von ihrem Posten verschwunden waren - auf einem Hofe als solcher beschäftigt war, sei es Hüter der Schaflämmer, der Kühe oder sonstwie (wenn auch nicht hier in Bredelem, so doch manch anderen Orts, fing diese Laufbahn mit dem Hüten der Gänse an, den Rettern des Capitols, die hier wegen Fehlens von dazu erforderlichem Gewässer und geeigneter Weiden nicht gezüchtet wurden).

Der Unterricht in der „grossen Schule“ fand vormittags statt - nachmittags wurden die grösseren Kinder meistens daheim zu irgend einer praktischen Arbeit herangezogen - , die Kleinen gingen nachmittags in die Schule, für letztere genügte am Sonnabend meistens eine Stunde während der Mittagszeit.

Einiger Sonderheiten aus dem Schulleben möge Erwähnung geschehen. Da dem Lehrer, wie bemerkt wurde, die Küsterdienste oblagen, dazu gehörte ja auch das Glockenläuten, Betglockenschlagen, Aufziehen der Kirchturmuhre usw., übertrug dieser diese Arten seines Dienstes vielfach auf die älteren Schuljungen, die sich dieser Funktionen meist gern unterzogen, besonders des Läutens bei einer Hochzeit - fiel doch dabei für sie meistens ein Stück Kuchen ab - wohl auch für das Geläut zu einer Kindtaufe oder einem Begräbnis. Erwähnt möge auch werden, dass das Einsammeln des von allen Reihewohnern des Dorfes zu zahlende „Neujahrgeldes“, welches dem Küster zustand, am ersten Schultage nach den Weihnachtsferien von den 4 obersten Jungen vorgenommen wurde, die dieses als ihr Privileg betrachteten. Hierzu waren die Rollen fest verteilt: der oberste war der Kassierer, nahm das Geld in Empfang, der 2. war der Schreiber, führte die Liste, der

3. war der „Anklopfer“ an die Stubentür, und der 4., welcher das Haus und Zimmer nicht mit betrat, hatte das Amt des Hunde-Abwehrens, war dazu mit einem recht tüchtigen Knüppel ausgerüstet, und machte so ungefähr sämtliche Köter im Dorfe, und deren Zahl war früher eine ganz grosse, da keine Hundesteuer zu zahlen war, rebellisch, wodurch meistens ein grossartiges Hundegebell-Konzert entstand. - Die Jungen hatten auch den Transport des Brot- und Schrotgetreides zur Mühle, sowie das Abholen des fertigen Produkts aus derselben für den Lehrer zu besorgen, wie auch noch sonst diese oder jene kleine Arbeit, wie Holz in den Stall und auf den Boden bringen u. dgl. -

An Lehrmaterial für ihre Kinder brauchten früher die Eltern keine grosse Aufwendungen zu machen. Es handelte sich da an Büchern um die Bibel, den Katechismus, das Gesangbuch und die Fiebel, der sich später der „Kinderfreund“ zugesellte, daraus wurde die wesentlichste Weisheit geschöpft. Zum Schreiben, nachdem dieses Eingang gefunden hatte, diente vornehmlich die Schiefertafel, dazu gehörte der Rechenstift, auf Papier mit Tinte oder Bleistift wurde zunächst weniger geschrieben, wie solches später geschah. Noch in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts mussten die Kinder an den Lehrer vierteljährig einige Pfennig Tintengeld zahlen, da von diesem die Tinte in der Schule geliefert wurde. - Noch eines Lehrmittels - man mag darüber geteilter Ansicht sein - möge Erwähnung geschehen, -- es ist der Stock! Dieser kam in früheren Zeiten in der Schule in ausgiebigster Weise zu seinem Recht. Und das wird wohl von keiner Seite abzuleugnen sein, dass die „ungebrannte Holzasche“ keinen Schaden, von ganz seltenen Ausnahmefällen abgesehen, verursacht hat, vielmehr zumeist ein vorzügliches Erziehungsmittel war und in allen Fällen dem erziehenden Lehrer den so dringend notwendigen Respekt verschaffte. Es ist eigentlich bedauerlich, dass dem Lehrer das Züchtigungsrecht entzogen, oder seine Anwendung stark eingeschränkt ist.

Das gesamte Schulwesen in unserem Vaterlande, insbesondere

das Volksschulwesen, zu dem ja auch unsere Dorfschule gehört, hat im Laufe der Zeiten, nach manchen Wandlungen, sich gewaltig entwickelt und einen Hochstand erreicht, wie ihn kein anderes Land der Erde aufzuweisen hat. Ihm verdanken wir die grossen Erfolge im Kultur- und Geistesleben unserer gesamten Bevölkerung.

Wir schliessen mit dem Wunsche, dass es der Schule - sie liegt heute (im Januar 1947) genau so nieder und leidet ebenso, wie unser ganzes Deutschland - recht bald vergönnt sein möge, aus dem jetzt herrschenden Chaos zu neuer Blüte zu erstehen, ihre segensreiche Aufgabe wieder ausüben zu können, zum Wiederaufbau des zertrümmerten Reichs, zum Wohle unseres Dorfes, unserer weiteren Heimat auf dem niedersächsischen Boden, unseres gesamten Deutschen Vaterlandes!



Fünfter Abschnitt .

---

Von den  
**BEWOHNERN**

**Als Anhang: Münz-, Mass- und Gewichtssystem.**

Ursprüngliche Abstammung

Die Sprachen

Die Bauern

Die Hirten

Das Gesinde

Die Behausung

Die Wohnräume

Die Wirtschaftsgebäude

Einrichtung der Wohnung

Die Kleidung

Die Ernährung

Von der Wiege bis zur Bahre

Geburt und Taufe

Schulzeit

Konfirmation

Lehrzeit und Wehrpflicht

Heirat und Hochzeit

Brautfahren

Polterabend

Die Hochzeitsfeier

Tod und Begräbnis

Anhang: Münz-, Mass- und Gewichtssysteme

### Von den BEWOHNERN.

Das Dorf Bredelem, mit dessen Schilderung wir uns befassen, ist stets ein reines Bauerndorf gewesen, dessen Bewohner sich immer durch ihre Feldflur ernähren liessen, ihrer heimatlichen Scholle, die vor hunderten von Jahren von den sich hier angesiedelten Vorfahren der Wildnis und dem Walde abgerungen wurde und zur Nutzung, zunächst durch Viehwirtschaft, welcher der Ackerbau folgte, dienstbar gemacht wurde.

Die erste sichere Kunde von den Bewohnern unseres Landes erhalten wir durch die römischen Geschichtsschreiber, insbesondere durch Julius Caesar.

Unser Heimatland erstreckte sich von der Weser bis fast zur Elbe, von Thüringen bis fast zur Nordsee, unsere engere Heimat umfasste das Gebiet zwischen den genannten Flüssen und vom Steinhuder Meer bis zum Nordrande des unzugänglichen Harzgebirges, das kaum bewohnt war; in ihm hauste neben zahlreichem Edewild und Schwarzwild der Baer, der Wolf und der Luchs, in seinen urwaldähnlichen Hochmooren balzte der Auerhahn.

Das Volk, das dieses Gebiet bewohnte, war das der Cherusker, über dessen Stammesfrage in jüngerer Zeit mehrfach Stellung genommen ist. In der Geschichte finden wir keine Spur darüber, dass dieser altgermanische Stamm jemals ausgewandert ist, sondern mit Sicherheit die Annahme berechtigt ist, dass er in dem Stamme der Sachsen aufgegangen ist, die in das cheruskische Gebiet eindrangen, zur Zeit der Völkerwanderung, von Osten gedrängt, dem grossen Zuge nach Westen folgend, hier Aufnahme und Raum für sich fand. Da nun aber mehr und mehr eine Mischung dieser beiden germanischen Stämme stattfand, entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte ein Volksstamm, in dem sich insbesondere die guten Eigenschaften der beiden Volksstämme forterbte, und sich ein kerniges Geschlecht entwickelte. In ihm ist das Bluterbe und die Kultur der alten Cherusker vorwiegend erhalten geblieben und hat sich darin fortgeerbt, sich auswirkend bei den Bewohnern dieses deutschen Gaus, soweit bei ihm nicht auch wieder

Blutmischungen durch andere Volksstämme, besonders mit den Thüringern, stattgefunden haben. Dieser nunmehrige niedersächsische Volksstamm ist daher in seiner Grundlage als typisch cheruskisch anzusprechen.

*Es wird der Ansicht zugeneigt, dass Personen- und Ortsnamen, letztere zumeist von Personennamen abgeleitet, auf „dag“ als cheruskisch anzusehen sind. Zwei der frühesten Bischöfe von Hildesheim hiessen Osdag und Herdag. Und so finden sich die auf ein hohes Alter schliessenden Siedlungen: Riddagshausen, Eldagsen, Voldagsen, Hardeggen, auch im benachbarten Ambergau (der Umgebung von Bockenem) gehört dazu Ortshausen, das ursprünglich Osdagshausen hiess.*

Der sich entwickelnde Volksstamm der Niedersachsen ist in seinem Blute reiner erhalten geblieben, als viele der übrigen Volksstämme, die neben römischer vielfach slavische Beimischung erfuhren. Wir können heute noch stolz sein auf unseren niedersächsischen Stamm, aus Sachsen und Cheruskern vermischt; aus den letzteren ist auch hervorgegangen Hermann, der in der Schlacht im Teutoburger Walde die Römer besiegte und damit der erste Erretter des Vaterlandes vom römischen Sklavenjoch wurde.

Wir wollen nun hier folgen lassen, was wir aus einer älteren Beschreibung vom Jahre 1829 entnehmen, verfasst von Dr. C. Venturini, allerdings das Herzogtum Braunschweig betreffend, die aber auch für unsere Heimat soweit voll zutreffend ist, abgesehen von wenigen Punkten, in denen wir uns dem Verfasser nicht anschliessen können, die seit der Zeit eine andere Klärung gefunden haben.

*„- Die Abstammung von den alten Sachsen ist unter dem Landvolk und dem Kleinbürger unverkennbar. Obgleich das alte Sachsenrecht längst abgelöst ist, so leben doch auf dem Lande noch manche sächsischen Sitten und Gebräuche.*

*Auch der Körperbau unseres Landvolks deutet auf den uralten, ehrwürdigen Stamm hin. - Gottlob! Auch der deutsche Ernst, der gerade Sinn, das Gefühl für die Ehre, die offene, von heimtückischer*

*Rachgier weit entfernte Denkungsart und der unter allen Beschwerden des Lebens in Arbeitsamkeit und Geduld ausharrende Mut - die grossen Züge unserer Stammväter - sind unter der Masse der Bewohner unseres Vaterlandes noch nicht verwischt worden. Mag sich gleich ihr Temperament mehr, wie das der Bewohner südlicherer Landstriche, hinneigen; so ist doch in ihrem Anstande, wie in ihrem Benehmen mehr Offenheit und Freimütigkeit, und durchaus kein Anstrich von geistlähmender Frömmerei sichtbar. Des alten Stammes Gepräge ist am unverkennbarsten beim Landmann: mässig in seiner Lebensart, höchst selten ausschweifend in seinen Leidenschaften, aber auf seine Rechte und Freiheiten so eifersüchtig, dass er alles, ja selbst den letzten Notpfennig, daran setzt, um sich dieselben zu erhalten. Eine mehr als hundertjährige Erfahrung und eine von altersher vom Vater auf den Sohn fortgeerbte Warnungslehre haben ihm unauslöschlich tief den Grundsatz eingeprägt: bei jeglicher Neuerung solange, als möglich, „nein“ zu sagen. Er scheut fast jede vorkommende Höflichkeit als Kriecherei oder als Betrug, und wer ihn recht kennt, wird nicht in Abrede stellen, dass er systematisch grob ist. Wenn aber sein Zutrauen, was sehr schwer fällt, völlig gewonnen ist, so kann man darauf rechnen, dass seine Anhänglichkeit, wie seine angeborene Liebe für Fürst und Vaterland bis zum letzten Lebenshauche dauern. Ebenso treu ist er den Sitten und Gebräuchen seiner Vorfahren geblieben. (1829 ! - -1943 ?) Der Schnitt seines Kleides, die Weise und Art seiner Familien- und Gemeindefeste und der herkömmliche Ersatz aller von ihm zu leistenden Frohnen und Dienste sind ihm fast ebenso heilig als sein Kirchturm (?). Wenn er sich bei seinen Arbeiten schwerfällig zeigt, so ist er doch dabei ausdauernd bis zur äussersten Ermattung, und trägt er gleich schwer das eigene mühevollen Leben, so bleibt er doch stets gastfrei, und seine Hand ist nie verschlossen, wenn ein grosses Unglück Verwandte und Nachbarn trifft. - Bei angeratenen Verbesserungen der Landwirtschaft ist der (braunschweig-hildesheimische) Bauer selten oder nie für neue Theorien (?), doch*

*geneigt, wie die Geschichte der letzten 50 Jahre beweist, für praktisch belehrende Erfahrung offen und empfänglich. Seine Regel und Forderung in solchen, sein unmittelbares Wohl und Wehe betreffenden Dingen bleibt aber immer: Herr, dass ich sehen möge.“*

Dass unsere Vorfahren in unserer Heimat von echtem Bauernschlag waren, haben wir mehrfach ersehen und immer wieder betont. Im allgemeinen zeichneten sie sich durch einen rüstigen, gesunden Körperbau aus, dem Wind und Wetter wenig anzuhaben vermochte. Aber trotzdem finden wir in den Aufzeichnungen der Kirchenbücher, die fast einzige Auskunftsstelle über frühere Zeiten, gar oft als Todesursache „Zehrung“ angegeben, von der Männer und Frauen dahingerafft wurden. Auch „Wassersucht“ ist als keine seltene Todesursache verzeichnet. Diese Krankheiten traten meist erst in höherem Alter auf, und es waren Folgen von Unterlassungen der Gesunderhaltung des Körpers in den besten Jahren der Betroffenen. So fiel es z. B. den wenigsten unserer ländlichen Bevölkerung ein, sich trockene Kleidung anzuziehen, ein trockenes Hemd oder trockene Strümpfe, wenn sie bis auf die Haut durchnässt von der Arbeit im Freien nach Hause kamen. Mit dem nassen Zeug wurde sich dann abends in das Bett gepackt und die entstehende Körperwärme konnte darin für leidliche Trocknung sorgen. Es liessen sich noch mancherlei Fälle aufführen, die auf den Körper schädigend gewirkt haben, wo die Sorge für diesen der Zeit und Natur überlassen wurde -, Unterlassungen, die wir in unserer Zeit mit ihren modernen Einrichtungen und Auffassungen nicht verstehen können, es uns daher nicht Wunder nehmen kann, dass sich dann in späteren Jahren allerlei Gebrechen einstellen. Auch die Kinderwelt war früher vielfachen Krankheiten ausgesetzt, gegen die verhältnismässig wenig getan wurde, und getan werden konnte, da die medizinische Wissenschaft eben noch nicht weit genug vorgeschritten war, mit geeigneten Mitteln einzugreifen und zu heilen. Derjenige Mann oder diejenige Frau kam in Krankheitsfällen durch, deren Kraft und Natur den Unbilden von Krankheit und Siechtum genügend Widerstand zu

leisten vermochte, ohne vieles Dazutun, was siech und krankhaft war, erlag. So war es auch bei den Kindern; und hierdurch gerade entwickelte sich der vorhandene kernige Menschenschlag.

In unserer Vorzeit traten selbstverständlich auch viele Krankheitsfälle auf, denen selbst der Stärkste nicht gewachsen war, allerlei Seuchen mit ihren grossen Ansteckungsgefahren suchten, besonders in Kriegszeiten, die Bevölkerung heim, und sehr grosse Teile von ihr wurden dahingerafft, da man keine Schutz- und Heilmittel kannte, wie sie solche heute die Medizin darbietet. Bei unseren Vorfahren wurden hauptsächlich sich von Generation zu Generation forterbende Hausmittel bei allen Krankheiten zur Anwendung gebracht, alle dem Pflanzenreich entstammend; in jedem Hause waren Teekräuter aller Art zu finden, zum Gebrauch für Menschen und Vieh. Diese Hausmittel-Kuren hatten zuweilen die besten Erfolge, auf alle Fälle verdarben sie nichts. Gut war es, wenn es bei der Verwendung dieser Hausmittel blieb, wenn nicht zu Besprechungen der Kranken durch weise Frauen, zu Behandlungen durch besonders kluge Schäfer und Kurpfuscher, an denen es nie mangelte, geschritten wurde.

Die Sprache unserer Vorfahren war das aus dem alten Niedersächsischen hervorgegangene Plattdeutsch, dessen sich alle - Bauern, Handwerker, Dienstboten - bedienten. Die hochdeutsche Sprache, welche hauptsächlich durch den Reformator Martin Luther zur Anwendung und grösseren Verbreitung gelangte, zunächst in den höheren Gesellschaftskreisen und den Städten, diente auf dem Lande nur als Kirchen- und Schulsprache, in letzterem Falle auch nur teilweise, denn gar oft gebrauchte auch der Lehrer beim Unterricht seiner Schulkinder die plattdeutsche Sprache. - Bis vor wenige Jahrzehnte, zum Teil noch in der Jetztzeit, treffen wir das Plattdeutsche an als die Sprache unserer ländlichen Bewohner untereinander, auf dem Hofe, bei der Arbeit, mit dem Gesinde und sonst. Tief zu beklagen ist es, dass diese Sprache immer mehr zurückgeht und dem völligen Verfall kaum entgehen wird. Das zunehmende Umsichgreifen des Hochdeutschen ist dadurch

entstanden, dass unsere Landbewohner durch den mehr und mehr zunehmenden Verkehr mit den Städten und Behörden sich derselben bedienen müssen. Aber auch die ganze Erziehung durch Schule und Elternhaus, in dem das Hochdeutsche als vornehmer betrachtet wird, verdrängt immer mehr unsere alte, schöne plattdeutsche Mutterprache, schämen sich doch viele sogar derselben, selbst in den Fällen, dass von ihnen das Hochdeutsch nur mangelhaft beherrscht wird, wodurch gar oft ein ganz hässliches Gemisch von Hoch und Platt, ein fürchterliches „Mischmasch“ entsteht.

Der Ortsname Bredelem, einst hervorgegangen aus der Schreibart Bredenheim und anderen, ist ein solcher mit der Endsilbe: -heim, welches bedeutet, dass hier einst Haus, Wohnung, Wohnsitz, Dorf entstanden ist.

Wir möchten daher hier einiges über Endsilben von Ortsnamen einschalten: Neben der vollen Endsilbe -heim (*kommen*) zu dieser Bedeutung auch andere Abschleifungen in Frage: -hem, -em (Bredelem), -im, -en (Upen, Othfresen, Dörnten) -um (Heissum), und andere.

Die Endsilbe -ingen ist wesentlich eine besitzanzeigende; Orte mit dieser deuten auf den Gründer hin, der nicht bloss aus edlem Geschlecht zu sein brauchte, es konnten auch freie Bauern sein, die an einem bestimmten Orte eine Siedlung errichteten (Ost- und Westharingen). Andererseits konnte der Ortsname mit der Endsilbe -ingen auch auf eine bestimmte Stelle hinweisen, z. B. Weddingen, d. i. Gründung einer Siedlung an der Wedde.

Ferner finden wir vielfach Endsilben vor: mit -rode = durch Rodung, Waldurbarmachung entstandene Orte, mit -berg = am Berge, mit -geck = am Bache, mit -stedt = d. i. der Ort, die Ortschaft, dies auch in der Form von -stadt, und andere.

In unserem rein bäuerlichen Dorfe Bredelem, wie es seit seiner Gründung von Anfang an war und im grossen und ganzen geblieben ist, bis in die heutigen Tage, waren die Bewohner Bauern und dem Bauernstande angehörige, für ihn schaffende Arbeiter und



Handwerker, alle aber hervorgegangen aus dem gleichen Stamme und Blute.

Die eigentlichen und ursprünglichen Bauern mit den ersten Ansprüchen auf das vorhandene Grundeigentum sind die Ackerleute. Die weiter hinzu kommenden Kothsassen mussten entweder neues Land roden und gewinnen, oder sich mit dem begnügen, was ihnen von den mit reichlichen Grundbesitz Versehenen zugeteilt wurde, insbesondere durch adlige Gutsherren und Klöster, mit dem, was etwa noch vorhanden war.

Schon das „Erbregister“ gibt uns über die Besitzverhältnisse in Bredelem die Auskunft, dass zu den damaligen Ackerhöfen 1325 Morgen gehörten, während sich die 14 Kothsassen mit im Ganzen 233 Morgen bescheiden mussten. Unter diesen letzteren finden wir sogar noch 1 Kothsass vor mit 59 Morgen (1 Hufe = 30 Morgen von der Haringer Pfarre neben sonstigen 29 Morgen). Einen Ackerbestand unter 10 Morgen hatten 4 Kothhöfe, ebenfalls 4 einen solchen von 10 bis 20 Morgen und 5 Höfe mit 20 bis 30 Morgen. - Die Brinksitzer am Rande des Dorfes belegen, hatten keinen oder nur ganz geringen Grundbesitz, während die Anbauer ohne Grund und Boden waren, nur auf ihr Haus angewiesen. Letztere beiden Stände sind zumeist abstammend von den Höfen der Ackerleute und Kothsassen, denn alle Bewohner des Dorfes waren an dieses fest gebunden und mit der heimatlichen Scholle verwachsen, auch die freie Wahl des Wohnsitzes nicht ohne weiteres möglich und nur umständlich zu erlangen, wenn er an anderen Orten, ausserhalb des Heimatdorfes, genommen werden sollte.

Eines besonderen Standes der Bewohner unseres Heimatdorfes müssen wir erwähnen, der Hirten. In dem Hirtenstande finden wir neben dem Schäfer, der früher als der vornehmste des Standes angesehen wurde, den Kuhhirten und den Schweinehirten vertreten, welche letztere beiden die Separation der Feldmark zum Untergang gebracht hat, da dadurch der gemeinsame Weidegang des Rindviehes und der Schweine aufhörte. Als noch die reine Dreifelderwirtschaft den Ackerbau beherrschte und grössere

Flächen als Gemeindeanger zur Verfügung standen, wurde ja eine gemeinsame Weidenutzung ausgeübt. Bei dieser Nutzung war alles genau geordnet und bestimmt, wann dieser oder jener Hirt mit seiner Herde hier oder dort weiden durfte. Von den Hirten geblieben ist nur noch der Schäfer, der aber nunmehr dem einzelnen Hofe, resp. mehreren sich vereinigten Höfen in der Schäferei, zugehört. Vor dem Erwerb der Schäfereigerechtsame oblag ja dem Schäfer das Hüten aller Schafe, die vor dem Dorfe gehalten wurden, und gehalten werden durften. Für den Kuhhirten sowohl, wie für den Schweinehirten waren Hirtenhäuser vorhanden. Der angesehenste Hirt war früher der Kuhhirt; dieser überwachte die gesamte Rindviehhaltung des Dorfes, insbesondere auch das Zulassen zum Deckbullen und das Abkalben der Kühe, wobei er dann die erforderliche Geburtshilfe leistete. Seine Entlohnung war die reichlichste des Hirtenvolkes, sie bestand neben einer mässigen Abgabe in Bargeld vor jedes vor ihn getriebene Rind hauptsächlich in Naturalien, Brot oder Brotkorn und Wurst. Eine gleiche Entlohnung, nur nicht so reichlich bemessen, als die der Kuhhirten war, erhielt der Schweinehirt. Immerhin war die Entlohnung dieser beiden Hirten eine grössere, als die des Schulmeisters im Dorfe war, die in den früheren Zeiten mehr als kümmerlich zu bezeichnen ist.

Das Gesinde auf den Höfen, unter der früheren Gesamtbezeichnung die „Deinsten“, gehörte eigentlich mehr zur Familie des Bauern selbst, dessen Stellung ihm gegenüber als patriarchalische zu bezeichnen ist. Das Gesinde war mit dem Bauer und seiner Familie in einer Stube versammelt, ass mit ihnen zumeist, in den frühesten Zeiten stets, an einem Tisch, aus derselben Schüssel (in einem Dorfe, nicht allzuweit von unserem heimatlichen, haben wir diese alte Sitte noch zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts angetroffen, wohl eine seltene Ausnahme). Der Zuzug und Abgang des Gesindes fand zu Martini statt; auf Empfang eines „Mietpfennigs“ hin verpflichtete es sich auf ein volles Jahr, nach dessen Ablauf auch erst der vereinbarte Lohn zur Auszahlung

gelangte, sofern nicht Vorschüsse, was möglichst von beiden Seiten vermieden wurde, geleistet waren. Neben einer Zahlung in barem Gelde bestand die Entlohnung auch mit in Naturalien. Über die Entlohnung des Gesindes, wie solche vor nunmehr 100 Jahren stattgefunden hat, ist an anderer Stelle eingehend berichtet. Eine nicht unwesentliche Rolle spielte das Leinsäen, welches Mägde, Knechte und Enken erhielten. Nicht nur zur Einnahme der gemeinsamen Mahlzeiten - bei denen zuerst der Bauer, wenn das Gesinde für sich ass, der Hofknecht, dann dem Range nach die Knechte, zuletzt die Mägde (diese früher stehend) zugriffen - diente die grosse Bauernstube, sondern auch zur Verbringung der freien Zeit, besonders in den langen Winterabenden. Die Schlafstellen der Knechte befanden sich stets in den Ställen, für die „Spanntreiber“ im Pferdestall, während der Hofknecht und evtl. der Schäfer im Kuhstall untergebracht waren. Die Bettgestelle waren nahe unter der Stalldecke hängend angebracht, und daher das Nachtlager nur mittels einer kleinen Leiter erreichbar. Diese hängenden Bettstellen waren meist für zwei Personen vorgesehen, beim Grosspänner lag dessen Enke, beim Pflüger der Pflugjunge, wenn solche auf dem Hofe vorhanden waren. Die Mägde schliefen im Hause, soweit nicht eine kleine Kammer für sie zur Verfügung stand, fand sich das Mägdebett auf den kleineren Höfen war dieses meist immer der Fall, auf dem Vorplatze des oberen Stockwerks, dem Saale, aufgeschlagen.

Wenn auch an Menschen, was in dem Dorfe geboren war, in diesem im Grossen und Ganzen sesshaft blieb, kam doch genügend frisches Blut - gleichen Stammes - aus der Nachbarschaft in die heimische Bevölkerung durch Einheiratung hinein, während eine beachtenswerte Zuwanderung nicht stattfinden konnte da die geltenden Bestimmungen und Gesetze solche erschwerte. Keine männliche Person konnte über seinen zu wählenden Wohnort vollkommen frei verfügen, dorthin wo er geboren war, gehörte er zeitlebens, dorthin gehörten auch seine Kinder. Nur mit allerlei Schwierigkeiten und verhältnismässig

grösseren Kosten und obrigkeitlichen Genehmigungen war die Einbürgerung an einem anderen Ort, als dem der Geburt, erreichbar. Weibliche Personen waren im Falle von Eheschliessung an diese Bestimmungen nicht gebunden. Bot sich einem Bauernsohn die Gelegenheit auf einen Hof in einem anderen Dorfe einzuheiraten, benötigte er dazu neben der Genehmigung des Gutsherrn über diesen Hof auch solche der Obrigkeit.

Nicht anders verhielt es sich für den Handwerker und Arbeiter. Wohl war es nicht nur üblich, sondern eine unbedingte Forderung, dass der Handwerker nach seiner in der Heimat oder Nachbarschaft beendeten Lehrzeit als Geselle auf Wanderschaft zog, aber zugehörig - heimatberechtigt - blieb er immer seinem Geburtsort, seine etwaige ständige Niederlassung ausserhalb desselben musste erst umständlich erworben werden. Der Arbeiter, der Hörige, konnte wohl als Knecht in anderen Orten dienen, heimatberechtigt blieb auch er immer seinem Geburtsort, soweit es auch ihm nicht gelang die erforderlichen Genehmigungen sich zu beschaffen. Hier in unserem Heimatdorfe, wie in vielen anderen, war es keine Seltenheit, dass wir dort ältere Personen vorfanden, die als junge Handwerksgesellen dasselbe verlassen hatten, oft erst nach manchen Jahrzehnten, in denen sie sich in der Welt umgesehen und herumgedrückt hatten, in ihre Heimat zurückgeführt wurden, oft zwangsweise, und dieser zur Last fielen, wo sie dann zumeist als sog. Reihegänger auf den Höfen beköstigt werden mussten, da sie zu rechter Arbeit nicht mehr tauglich waren.

Wollte ein Arbeiter oder Knecht sich verehelichen, musste er dazu die Erlaubnis der obrigkeitlichen Behörde - den Bedemund - einholen, ebenso wie die Bauernsöhne und Handwerker; zuständig zur Erteilung dieser Erlaubnis war der Amtmann (später Amtshauptmann) des Amtes, für unser Dorf, Liebenburg. Im allgemeinen war für die Heiratserlaubnis ein gesetztes Alter, die Vollendung des 28. Lebensjahres (wenn wir nicht irren), und der Nachweis, dass der Bräutigam eine Frau und Familie zu ernähren in der Lage sei, erforderlich, wenn nicht besondere Umstände - da kam

hauptsächlich das schon Vorhandensein eines Kindes, womöglich die Erwartung eines weiteren in Frage - von der Altersgrenze Abstand nehmen liess, und der Bedemund an jüngere Leute, wie angegeben, erteilt wurde.

Das Recht der freien Niederlassung in einer Gemeinde, der ungehinderte Zuzug und Abzug - die Freizügigkeit - trat erst ein, als der Krieg von 1870/71 beendet und das neue Deutsche Reich gegründet war, eine Gleichregelung erhaltend für alle deutschen Bundesstaaten, wie solche bis dahin nicht bestanden hatte.

Infolge der Beschränkungen, wie solche früher bestanden, ist es einesteils nicht verwunderlich, dass die Bevölkerung in den Vorzeiten so äusserst fest an die Geburtsheimat gebunden war, aber dieser Zwang war es nicht allein, der sie fesselte, nein: - im niedersächsischen Volk, besonders in dem Landvolk, ist es ein hervorragender und schöner Charakterzug: „treu“, wie in Allem, so auch der Heimat treu zu sein. - Tief bedauerlich ist es, dass mit der Freizügigkeit, einer gewiss berechtigten Forderung der neueren Zeit, leider auch nicht unbedeutende Abwanderungen der ländlichen Arbeiterbevölkerung in die Städte stattgefunden hat, da dort wohl besser lohnende Arbeitsgelegenheiten vorhanden waren, teils aber auch zur Vermehrung des Proletariats ihren Beitrag leistete und den eben vorhin gerühmten Charakterzug ablegte. Kamen diese noch zumeist jüngeren Leute nach mehreren Wochen oder wenigen Monaten ihrer Abwesenheit von der alten Heimat in diese zu Besuch zurück, dann hatten die meisten dieser Landflüchtlinge selbst schon ihre Muttersprache verlernt, dann konnten sie das heimische Plattdeutsch nicht mehr sprechen, nein, dann redeten sie das Hamburger, wohin von hier aus der beliebteste Zuzug war.

Wenn wir uns in dem Vorstehenden mit den Bewohnern unserer Gemeinde - eigentlich mit den Landbewohnern unseres ganzen näheren Bezirks - über ihre ursprüngliche Abstammung und im Allgemeinen beschäftigt haben, wollen wir uns nunmehr einmal ihrer Unterkunft und ihrer Lebensweise zuwenden.

### Die BEHAUSUNG.

Wenn wir unser deutsches Vaterland durchwandern, finden wir auf dem Lande, in den Städten tritt dieses nur in geringerem Masse in Erscheinung, mehr oder minder von einander unterscheidbare Bauarten der Häuser. Die neuere Zeit hat wohl die alten Bauarten abgelegt, durch teils zweckmässigere, teils ganz willkürlich gewählte Formen ersetzt, aber in den zum Teil noch erhaltenen alten Häusern aus früheren Zeiten, wenn auch mehr oder weniger der Neuzeit angepasst durch Veränderungen, besitzen wir rein volkstümliche Bauarten, die mit dem betreffenden Volksstamm zusammen fallen.

Wir haben ersehen, dass unsere Heimat von Abkömmlingen des cheruskisch-sächsischen Volksstammes bewohnt wird, nicht von solchen des rein sächsischen. Daher ist es auch erklärlich, dass wir hier nicht das niedersächsische Bauernhaus antreffen, wie wir es nördlich der Eisenbahnlinie Hannover - Peine etwa vorfinden. Die Bauweise des Bauernhauses lehnt sich mehr der thüringischen Bauart an. Gerade in unserem engeren Heimatbezirk, der nicht allzu fern von anderen Volksstämmen liegt, kommt diese Bauart am stärksten zum Ausdruck, während sich uns, je weiter wir nach Norden vorgehen, bei Kleinem die sächsische Form bemerkbar macht, wenigstens sich dieser nähernd.

Während das sächsische Haus Wohnung, Ställe und Scheune alles unter einem Dache vereint, trat bei uns eine Trennung ein. Wir müssen im Auge behalten, dass das hier gesagte Zeiten betrifft, die - nur auf allgemeinen Grundlagen können wir darüber berichten - vor dem grossen Brande von 1830 liegen, da durch den damaligen Neuaufbau gar vieles von früher eine Wandlung erfahren hat, manches Bewährte aber beibehalten wurde.

Zumindest befanden sich die Wohnräume und die Ställe für Pferde unter einem Dache, auf den kleinen Höfen schloss sich unter demselben zumeist auch noch der Kuhstall an. Diese Bauart ist zum grösseren Teil auch bei dem Wiederaufbau beibehalten, erst der neueren Zeit ist es mehrfach vorbehalten, Wohnung und Ställe rein von einander zu trennen.

Wenn man das Haus durch seine Haustür betrat, befand man sich auf einer ausreichend geräumigen Diele, auf der auch mancherlei wirtschaftliche Arbeiten ihre Verrichtung fanden. Zur einen Seite dieser Diele befanden sich die Wohnräume, zur anderen betrat man die Ställe. Zumeist war die ganze Hofanlage derart, dass man zunächst den Hof, oder einen Teil desselben, überschreiten musste, bevor man zum Hause gelangte. Je nach Lage an der meist engen Dorfstrasse und natürlich nach der Grösse des Besitzes sich richtend, befanden sich auf dem dem Hause vorgelagerten Hofe die nötigen Wirtschaftsgebäude, die Stallungen für das Rindvieh und der Schafe, sowie die Scheune, diese möglichst alleinstehend, von den anderen Gebäuden getrennt. Die Schweinställe waren nur selten mit dem Wohngebäude verbunden, jedoch von ihm nicht allzu entfernt gelegen. Vielfach, wo es der Raum gestattete, bei dieser Hofanlage die Strassenseite frei, zu den Seiten des Hofes lagen die Wirtschaftsgebäude, die vierte nahm das Wohnhaus mit dem Pferdestall ein, hinter dem sich möglichst Gärten, zumindest ein kleiner Küchengarten erstreckte.

Die Wohnhäuser waren bei uns durchweg, auch vor dem Brande, zweistöckig, aus Fachwerk errichtet und die Wände mit meist selbst hergestellten Lehmsteinen - den sogenannten Patzen - oder mit Holz-Spletflechtwerk ausgefüllt, die beide mit einem Lehmverputz nach aussen versehen waren. Da auch die Innenseite der Wände mit einer reichlich dicken Schicht Strohlehm, dem ebenfalls ein Lehmputz aufgetragen war, überzogen wurden, hatten diese so hergestellten Wände den grossen Vorteil für die Räume, dass diese im Winter warm und frostfrei, im Sommer kühl waren, wozu die geringe Anzahl nicht allzu grosser Fenster ebenfalls beitrug. Unbestreitbar ist es, dass in Räumen mit Wänden der beschriebenen Art das Schlachterwerk am besten auf zu bewahren ist. - Wie in allen Lebensgewohnheiten, war bei unseren Vorfahren auch der Anspruch auf Wohnraum ein äusserst bescheidener, unnütze Räume, wie sie die neuzeitlichen Häuser auf den Bauernhäusern aufzuweisen haben, waren nicht vorhanden,

Komfort und Luxus waren nicht anzutreffen und auch in den Zeiten nicht entsprechend.

Bei der hier herrschenden Bauart findet sich durchweg, entgegen der Anlage des niedersächsischen Hauses, eine besondere Küche, von der der Rauch des Herdes durch einen Schornstein entweichen konnte, welche Einrichtung allerdings erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts durchweg Eingang gefunden hat, während vor dieser Zeit Herd- und Ofenrauch, bei ausschliesslicher Holzfeuerung, sich den Weg ins Freie dort suchen musste, wo es solchen fand. Ursprünglich waren hier alle Gebäude, das Wohnhaus sowohl, wie die sonstigen Wirtschaftsgebäude mit einem Strohdach versehen. Aber seit der eben genannten Zeit wurde seitens der Behörden darauf gesehen, dass diese doch ziemlich feuergefährliche Bedachung in solche mit Ziegeln umgewandelt wurde. Hier in Bredelem werden die damals noch vorherrschenden Strohdächer einen wesentlichen Anteil an der sich rasch ausbreitenden Feuersbrunst vom 30. Mai 1830 gehabt haben.

Soweit überhaupt ein Fussboden vorhanden war, da er oft nur aus festgestampftem Lehm bestand, waren es zumeist Gyps-Estrichböden, den die Wohnräume, wie die Kammern erhielten. Es waren selbst noch zu Mitte des vorigen Jahrhunderts - vereinzelt in unserer Jetztzeit in ganz alten Häusern - viele Räume, besonders Kammern, anzutreffen, wo nur eine Lehmschicht - der Lehm spielte früher beim Bauen die hervorragendste Rolle - auf die auf den Balken liegenden Wellerhölzer aufgetragen wurde. Jedenfalls eine sehr einfache Bodenanlage, zu der kein kundiger Bau-Handwerker erforderlich war. - Die Wände der Stuben und Kammern waren mit Kalk geweißt, die Vorratskammer meist ohne diesen Kalkanstrich, da nach vielfacher Meinung die Haltbarkeit des Schlachtewerks in einer ungeweißten Kammer ebenfalls eine bessere sein soll. - Sehen wir uns nun nochmals die Wohnräume näher an.

Von der Diele aus, dessen Fussboden zumeist eine Steinpflasterung bildete, betrat man die „grosse Stube“, den Hauptwohnraum des ganzen Hauses. In ihr spielte sich das ganze



Haus- und Familienleben ab, da fand die Einnahme der Mahlzeiten statt, auf den Höfen von Herrschaft und Gesinde, sei es an gemeinsamen, oder an getrennten Tischen, darin wurde das Wochenbett der erwartenden Mutter, das Kranken-, auch wohl Sterbebett der Hausbewohner aufgeschlagen, darin summt den ganzen Winter hindurch die Spindel des Spinnrades, der Bauer oder der Hofknecht reparierte in ihr zu Feierabendszeit die Dreschflegel, flickte Harken, band Besen, auch wurde darin die gewonnene Milch zum Dickwerden zum Zwecke der Verbutterung in einem mit Gazetür versehenen Schranke aufgestellt, in ihr treffen wir in Nachwinterszeit die Klucke mit ihren Küklein, die Gans mit ihrer Brut, selbst in einigen Fällen eben geborene Ferkel, kurz gesagt: in der grossen Stube spielte sich alles ab. War es nun ein richtiger Bretterfussboden, oder ein Gypsboden, man konnte auch Fussböden antreffen, die eine Kombination mehrerer Bodenbeläge darbot, jedenfalls wurde der Fussboden jeden Sonnabend gründlich gereinigt, gescheuert, während er wochentags meist nur mit dem Besen, zumeist mit einem Reisigbesen, ausgekehrt wurde, und dann tüchtig mit Sand bestreut wurde. Dieser Streusand wurde bei uns hier aus Bodenstein geholt, ein besonders schön weisser Sand, der ab und zu angetroffen wurde, entstammte den Sandgruben bei dem entfernter gelegenen Ort Bornhausen (zwischen Seesen und Bockenem). Durch das Sandstreuen und im Winter noch vermehrt durch den beim Spinnen nicht vermeidlichen Spinnstaub, entwickelte sich in dem gut geheizten Raum, der oft mit vielen Menschen besetzt war, eine zuweilen recht tüchtige Staubwolke und eine wenig aromatische Luft, durch Milch-, Menschen- und Tierdunst, die dann noch durch den Rauch aus einer Anzahl von Tabakpfeifen „verbessert“ wurde. Im Herbst, solange sie lebten, bis in den Winter hinein, bezogen ein oder mehrere Rotkehlchen ebenfalls diesen Raum, zum Wegfangen der Fliegen, deren Nachtquartier ein zwischen zwei Deckenbalken gespannter Stock bildete, in der Nähe des Ofens, unter dem der oder die unvermeidlichen Hunde sich ruhten und der Hauskater summt.

Heutigen Tages finden wir diese früheren Zustände nicht gerade als Idyl, aber in den alten Zeiten war es nun einmal bei uns auf dem Lande so - und die damaligen Menschen zumeist gesund, glücklich und zufrieden.

Die Bauart der Häuser war meist so, dass sich hinter der grossen Stube eine kleinere unbeheizte Kammer befand, die als Abstellraum und Aufbewahrungsort für alles Mögliche diente. Zumeist nach hinten heraus belegen war die „kleine Stube“, von der grossen und der Küche aus zugänglich. Beide Stuben erhielten ihre Heizung von der Küche aus. Diese kleine Stube war den Altenteilern vorbehalten, wenn solche auf dem Hofe vorhanden waren und kein besonderes Altenteilerhaus bestand. Auf den kleineren Höfen war es nicht selten anzutreffen, dass, wenn sie nicht für Altenteiler zu dienen hatte, vermietet war. Die Wohnhäuser der Brinksitzer und Anbauer waren in ihren Grundzügen dieselben, wie auf den Bauernhöfen, nur die Räume waren meist kleiner, als die auf den Höfen. Da hat es aber wohl kaum ein Haus gegeben, dass nicht von mehreren Familien bewohnt gewesen wäre. Ja vielfach bewohnten zwei Parteien die gleiche Stube, bei den einzellebenden Personen war es eigentlich die Regel, dass sie mit einer Familie das Wohnzimmer teilten.

Da die Wohnhäuser durchweg zweistöckig waren, befand sich die an Zahl nicht reichlichen Kammern in dem Obergeschoss, wo es wieder vornehmlich die über der grossen Stube belegene „Stubenkammer“ war, die die hauptsächlichste Schlafkammer der ganzen Familie bildete, in der nicht selten 3 oder gar 4 grosse zweischläferne Bettstellen anzutreffen waren. In allen Häusern war ursprünglich diese Stubenkammer mit der unter ihr belegenen Stube in der Decke durch ein etwa 10 cm im Quadrat befindliches Loch (dem „Ofenloch“) verbunden, über dem Ofen der Stube befindlich, das dem Zwecke dienen sollte, dass von der dem Ofen entstrahlenden Wärme dem Schlafzimmer etwas zugute komme, mit dieser auch von dem nicht seltenen Dunste. Weitere Kammern im Hause richteten sich nach dem Bedarf und Grösse des Besitzes. Von besonderer Wichtigkeit war die Rauchkammer, über der Küche

belegen, nicht zum Zwecke des Räucherns, sondern lediglich zum Zwecke der Aufbewahrung des Schlachtewerks, da ja das Räuchern selbst durchweg im Schornstein vorgenommen wurde, und als es solchen noch nicht in den Bauernhäusern gab, über dem mit offener Feuerung versehenen Herde. Auch war eine, auf den grösseren Höfen selbst mehrere Kammern nötig, die der Aufbewahrung der mancherlei und grossen Vorräte zu dienen hatte; da waren Berge des rein gemachten Flachses und oft viele Bündel des gesponnenen Garns, Vorräte aus Feld und Garten für die Ernährung, wie Erbsen, Linsen, trockene Bohnen, Dörrobst und anderes zu bergen, auch sonst fand sich manches für die Kammer an.

Ueber die Wohnungen der sogenannten kleinen Leute auf dem Lande müssen wir wohl sagen, dass diese mehr als bescheiden waren. In einer Küche wurde das Essen für alle in dem Hause wohnenden Familien zubereitet, es waren doch zumindest zwei, oft auch mehr. In der Küche musste auch die Wäsche vollzogen werden, was auf den Höfen übrigens auch der Fall war, denn ein separates Waschhaus oder eine Waschküche gab es früher nicht. Wie bereits erwähnt, besass nicht einmal in allen Fällen jede Familie eine Wohnstube für sich allein, war diese geräumig genug, dann teilten sich darin vielfach zwei; dann waren es eine, oder höchstens zwei Kammern, die ein Mietsmann inne hatte.

Ein der Zeit besser angepasstes, und den ganzen Wohnverhältnissen besseres und günstigeres ist hier in Bredelem durch einen grossen Teil des Dorfes zerstörenden Brand von 1830 herbeigeführt. Das Dorf ging aus sich heraus, die eng zusammen liegenden Höfe und Häuser wurden zum Teil an den früheren Rand des Dorfes gelegt, die Strassen erfuhren eine Verbreiterung, die damals schweren Wunden der Betroffenen haben sich verhältnismässig schnell vernarbt, und die an sich böse Tat hat sich für das ganze Dorf zum Guten ausgewirkt.

Die Wirtschaftsgebäude waren vor dem Brande, wie wir solches aus älteren Urkunden entnehmen, nicht ausreichend für die Betriebe, auch sie sind in besserer und nun ausreichender Form

neu entstanden. Ueber ihre ungefähre Lage auf dem Hofe haben wir schon kurz berichtet, ihre Bauweise war der hier ortsübliche Fachwerkbau mit Strohdach, was sich bis zu der Neuerbauung meistens erhalten haben wird. Den wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechend waren Scheune und Ställe auf die verschiedensten Arten anzutreffen, aber immer eng, einfach und unzureichend. Da in den Ställen, abgesehen von dem fast stets im Wohnhaus befindlichen Pferdestall, die Decken selten anders, als aus einfachem Holzbelag, z. T. doch nur Ricke, bestanden, auf denen selbst eine Lehmschicht fehlte, litten die über den Ställen belegenen Erntevorräte ausserordentlich, ja, vielfach verdarben die unteren Schichten, sei es Heu oder Getreide.

Kurz müssen wir uns noch einmal zurückwenden zu der Wohnung, um uns hier über die Einrichtung, besonders der Wohnstube umzusehen. Wohl war hier und dort ein Unterschied, sich vornehmlich nach dem Wohlstand und der Grösse des Hofes richtend, in der Einrichtung der Wohnstuben bemerkbar, aber im Grossen und Ganzen traf man in früheren Zeiten überall die gleiche vor. In allen Häusern war die grosse Stube, in der sich das Familien- und ein Teil des Wirtschaftslebens abspielte, derart eingerichtet, dass sich von der Stubentür an bis in die Fensterwanddecke, und dann unter den Fenstern entlang Holzbänke hinzogen, die neben einigen, meist Brettstühlen (früher allein solche) die Sitzgelegenheit darboten. Man traf auch wohl eine Holzbank oder Lade in der Nähe des Ofens an, meistens aber stand hinter dem Ofen der eigentliche nie fehlende „Schüttelstuhl“, ein grosser (mit Hede) gepolsterter Sessel, der dem Bauer oder dem Grossvater als seine Hauptsitzgelegenheit diente (daher Grossvaterstuhl). Ein Sofa war in früherer Zeit nicht anzutreffen, es kam dann eine etwas breitere, mit Polsterung und Überzug versehene Bank, Fuylbedde (Faulbett) genannt in Frage. Neben dem grossen Tisch vor den Bänken in der Fensterecke, auf dem die Mahlzeiten eingenommen wurden, war in der Stube wohl noch ein kleinerer vorhanden, vor dem später anzutreffenden Sofa oder in

der anderen Fensterecke, dann wie gesagt, einige Brettstühle, an einer Wand der mit Gazetür versehene Milchschränk, soweit diese nicht in oder auf einem Bört zum Dickwerden aufgestellt war, damit war so ziemlich die Einrichtung geschaffen. Zuweilen war auch wohl in der Wand ein kleinerer Schränk eingebaut, nirgends fehlte in der Nähe des Ofens in der Wand ein sog. Ofenloch, in dem u. A. die Rübölflasche stand, dessen Anwesenheit vielfach dadurch kenntlich war, dass von ihm aus ein Oelstrich an der mit Kalk getünchten Wand hinabzog, von der Oelkanne, die aus der Flasche nachgefüllt wurde, herrührend, besonders durch die Enken veranlasst beim Nachfüllen ihrer Stallaterne. Bestimmt war ein oder mehrere Hakenbötte in der Stube vorhanden, auch der mit Sand gefüllte Spucknapf hinter der Stubentür oder unter dem Ofen durfte nicht fehlen. Beim Spinnen waren Brettstühle in Benutzung, die etwas niedriger waren, als sonst üblichen, besondere Spinnstühle, die vor der Fensterbank standen, wenn gesponnen wurde. Für die Bauerfrau war meist ein gepolsterter Stuhl vorhanden, mit einer Lehne, links. Die kleine Stube, Altenteiler bestimmt, glich in ihrer Einrichtung der grossen sehr, nur die Tische waren kleiner, die Bank kürzer, hier fand sich auch wohl ein alter Schränk vor. - Was die Kammern in ihrer Einrichtung anbetrifft, ist nur zu sagen, dass diese neben den fast immer zweischläfernen Betten die nötige Anzahl von Koffern enthielt, ferner wohl einen oder einige Schränke, in denen die Sonn- und Festtagsgewänder ihren Platz hatten. Wäsche und die doch vielfach sehr grossen Vorräte an unverarbeiteten Leinen sind in den Koffern untergebracht, deren „Beilade“ (ein in vielen alten Koffern befindlicher kleiner Kasten) den Schmuck der Hausfrau barg, oder die Geldkasse des Bauers. Hatte die Bäuerin einiges Geld von ihren Einkünften überspart, verstand sie es auch, dieses dem Auge des Ehemanns gut zu verstecken. - Die tägliche Wäsche von Gesicht und der Hände wurde zumeist in der Küche oder Wohnstube vollzogen, sofern der Mann dazu sich nicht des Wassersteins in dem an der Diele liegenden Pferdestall bediente. Ab und zu waren jedoch auch in den ländlichen

Wohnungen ganz hervorragende Möbelstücke anzutreffen, wunderbar künstlerischer Arbeit, die sich lange Zeiten erhalten und fortgeerbt hatten, noch aus der Zeit vor dem 30 jährigen Kriege herrührend, wo das Kunstgewerbe in höchster Blüte gestanden hat, durch denselben, wie Alles, einen grossen Niedergang erlebte. Bis in unsere Tage sind solch seltene Stücke noch erhalten gewesen, und besitzen nunmehr einen grossen Familienwert, wie so manches aus längst vergangenen Zeiten.

#### Die KLEIDUNG unserer Vorfahren.

In unserem Heimatdorfe, wie in dem dasselbe umgebenden Bezirk des Densingaues, dieser ein Teil des Saltgaues, ist eine bestimmte Tracht, wie solche in anderen Gegenden Deutschlands festzustellen sind, nicht anzutreffen gewesen. Im Laufe der Zeit und den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen angepasst und diesen Rechnung tragend, hat sich die Kleidung vielfach geändert, wenn auch viel langsamer, als die der städtischen Bevölkerung. Bekleidungsstücke, wie sie in den letzten Jahren angetroffen wurden, der städtischen vollkommen gleich, meist fertig gekauft, schnell verbraucht, und schnell abgelegt, solche trugen unsere Vorfahren nicht, die ihrige sollte weniger dem Auge dienen, sondern zweckmässig sein, aus soliden Stoffen angefertigt. Sie Alle, die auf dem Lande wohnten, Bauer, Handwerker, Arbeiter, sie bekleideten sich, soweit solches möglich war mit Stoffen, die der eigenen Wirtschaft oder der des Arbeitgebers entstammten, sodass Leinen und Wolle reichlich zur Verwendung gelangte. Bauern und Bauerfrauen trugen sich bei uns wohl ziemlich einheitlich, immer schlicht, vornehmlich bei der Arbeit, für diese geeignet. Das im eigenen Haushalt versponnene Flachs mit dem daraus hergestellten Leinen bildete die Grundlage für die Alltags- und Arbeitskleidung, soweit nicht dazu auch von eigenen Schafen gewonnene Wolle, welche zu Stoffen verarbeitet lassen war, hinzu gezogen werden konnte. Der Bauer war meistens mit einer Kniehose bekleidet, über die bis zum Knie reichende lange wollene Strümpfe gezogen wurden, dazu kam das Kamisol, eine mit zwei

Knopfreihe versehene kurze Jacke, und die bis zum Hals geschlossene Weste, Bostdauk genannt. Um den Hals wurde das Halstuch geschlungen. So war früher hauptsächlich die Tracht unserer alten Bauern, ging er fort von Haus und Hof zog er wohl den Leinrock über, ein langer, bis in die Kniekehle reichender, meist mit rotem Wollstoff gefütterter Schossrock, entweder in seiner weissen Naturfarbe, oder auch wohl, dann grün gefärbt. Bei der Arbeit wurde über das Kamisol der Kittel (Kruh-Kittel) gezogen, aus blau gefärbtem Leinen hergestellt. Der Kruhkittel war auch die Haupttracht der Knechte, nicht nur bei ihrer Arbeit selbst oder dem Wege vom Hofe zum Felde (wenn irgend angängig wurde in Hemdsärmeln oder der leichten Jacke gearbeitet), nein, auch beim Ausgang im Dorfe nach Feierabend, selbst bei einem Gang nach benachbarten Orten, wurde er angezogen. Der Kruhkittel war eine ausserordentliche Tracht, schnell über den Kopf gezogen und zugehakt, um den Leib womöglich durch einen Riemen festgehalten; da er zu waschen war, war dies auch eine saubere Oberkleidung. - Wenn Sonntags der Bauer seinen Kirchgang machte, trug dieser oder jener wohl auch seine beliebte Kniehose, die meisten aber gingen dazu in langer Hose und Schossrock aus Tuch, da kam der Leinrock nicht in Frage. In derselben Weise verfuhr der Handwerker und der besser gestellte Arbeiter. Dieser Kirchröck war ein Kleidungsstück, was zumeist zur Hochzeit sich beschafft war, was dann in der Regel aushielt bis an das Lebensende, als Sonn- und Festtagsgewand, dem Verstorbenen vor seiner Einsargung angezogen und mit ins Grab getragen wurde.

War bei der Tracht der Männer im ganzen Dorfe kein grosser Unterschied festzustellen, traten bei den Trachten der Frauen diese mehr hervor, da zeigten sich Merkmale in Bezug auf den Familienstand, ob ledig, oder verheiratet, insbesondere aber auf grössere oder mindere Wohlhabenheit, am sichtbarsten sich zeigend beim Sonn- und Feiertagsstaat. Es wurde aber immer auf allerbeste Qualität der Stoffe gehalten, für lange Tragezeiten berechnet, nicht wie später der launigen Göttin „Mode“ unterworfen.

Diese guten Festtagskleider waren aus gutem Tuch oder Seide hergestellt. Sie bestanden aus weitem, gerafftem Rock mit Taille aus demselben Stoff. Zum vollen Staat gehörte ein Gürtel, wertvolle Seiden- oder gute Wolltücher, mit herrlichen Stickereien versehen. Hier fanden sich wahre Kunstarbeiten in bunter Seide oder Goldfäden in einer Vollendung, Farbenpracht und Farbenechtheit, die ihres Gleichen zu suchen hatte und von unvergänglicher Beschaffenheit war, von denen noch in der Jetztzeit vereinzelt Stücke in Museen und verschiedenen Bauernfamilien als Reliquie aufbewahrt sich vorfinden, und die Bewunderung von Kunstkennerinnen finden. - Auf dem Kopfe wurde eine mit vielen Seidenbändern versehene Haube getragen. Diese Hauben waren entweder mützenartig, wellig verziert, oder Spitzhauben, mit Seidenbändern versehen. Diese letzteren wurden auf der Mitte des Kopfes an dem dort sich befindenden Haarknoten festgesteckt. An der Zahl und Art der Bänder war festzustellen, ob die Trägerin eine Frau oder eine Jungfrau war. Auch richtete sich die Art der „Fladuse“, wie diese Kopfbedeckungen wohl genannt wurden, danach, ob sie zu Festlichkeiten oder sonstwie angelegt waren. Kirchliche Veranlassungen und Sitten beherrschten vorwiegend die anzulegende Tracht. Das Zeichen der Trauer bildeten weisse Tücher und Spitzenbesätze. Die Frauen der weniger wohlhabenden Stände mussten sich vornehmlich mit dem Kopftuch bescheiden, wie solches auch von den Mägden getragen wurde. - War die Festtagskleidung üppig und reichlich, so war die Arbeits- und Werktagskleidung - wir betonen dieses immer wieder - schlicht und einfach, derart, dass sie ein tüchtiges Umherwirtschaften in Haus, Hof und Stall erlaubte. Gerade bei der Herstellung der Arbeitskleidung für die Frauen waren die Stoffe vorherrschend, die der eigene Betrieb erzeugt hatte, also in erster Linie wiederum das Leinen.

Nicht unbeachtet darf hier bleiben der Schmuck, den unsere Bäuerinnen doch so gern trugen, auf den sie viel Wert legten; aus Gold und Silber hergestellte Ketten, schwere Broschen, herrliche



Spangen und Schnallen, vielfach aus Filigranarbeit, gaben Kunde von der Wohlhabenheit der Trägerin. Wenn es auch Zeiten gab, und diese waren eigentlich nicht selten, die allzu grosse Aufwendungen nicht erlaubten, aber die Mittel einigermassen vorhanden, dann wurde zur Beschaffung des Schmucks nicht gegeizt, besonders zum Geschenk für die Braut. Bei der Trauung trugen die Bräute, wie solches später Mode wurde, keinen Schleier, sondern breite Samtbänder, an der auf dem Kopfe getragenen Brautkrone befestigt, mit reicher Goldfädenstickung versehen, über die Schultern nach vorne lang herabhängend. Diese Brauttracht bestand noch im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts. - Sei es zur Staatsrobe, sei es zur Arbeit, die Schürze war immer vertreten. Während zur Arbeit und für den Hausgebrauch naturgemäss eine derbe, meist blau gefärbte Leinenschürze in Frage kam, zeichnete sich die Sonntagsschürze und die zum Festkleid, wobei die Seide vorherrschte, durch schwere Qualität und reiche Ausstattung aus; auch bei diesen war wiederum oftmals kunstvolle Stickerei anzutreffen. - Es wurden wohl auch zuweilen Stoffe herstellen lassen (in und bei Osterode a/H.) aus Zupf von alten Wollsachen und etwas Leinen, dem evtl. Baumwolle hinzugefügt wurde, aus denen dann Arbeitskleidung und besonders Schürzen angefertigt wurden, den sog. Zupfschürzen.

Obwohl bei den wohlhabenderen Bauernfrauen in ihren Bekleidungs- und Schmuckstücken soviel Kunststickerei anzutreffen war, war dennoch die Zahl derjenigen, die diese selber anzufertigen in der Lage waren, eine sehr geringe, ihr Arbeitsgebiet war Haus und Stall.

Wenn wir eigentlich auch nur über Bredelem, einen Ort, berichten sollen, können wir uns nicht einzig auf ihn beschränken, und gerade in Bezug auf den Abschnitt, den wir eben behandeln, wir müssen einen erweiterten Kreis dabei schon ins Auge fassen. Aber in diesem zeigen sich dann schon in Bezug auf die Trachten einige Abweichungen, besonders, wie dies ja ganz selbstverständlich ist, bei den Frauen.

Uebertriebener Luxus in an sich armen und kümmerlichen Zeiten hatte zu landesherrlichen Verordnungen, mehrfach, geführt, die den Bauern vorschrieben, wie sie sich zu kleiden hätten. Aber wohl keine Verordnung ist fruchtloser gewesen und wurde weniger beachtet, als diese. Wenn die Mittel und die Zeiten es irgend erlaubten, wurde an Luxus bei den Bauern es doch nicht fehlen lassen.

#### Die ERNÄHRUNG

Der unter allen Verhältnissen und in allen Stücken einfache, schlichte Bewohner unserer Heimat, sei es der Bauer, der Handwerker oder noch viel mehr der Arbeiter, stellte auch an seine Ernährung keine allzu hohen Ansprüche. Die an sich einfache Kost musste jedoch reichlich, kräftigend, sättigend und nahrhaft sein. Die Grundlage der ganzen Beköstigung bildete das Brot, das täglich nicht fehlen durfte. Aus dem auf eigener Scholle selbstgeernteten Roggen wurde in den nahegelegenen Mühlen - hier in Bredelem war ja auch selbst eine Mahlmühle vorhanden, die Palandsmühle - das Mehl herstellen lassen, aus dem die Hausfrau das Brot backte, das früher bedeutend kerniger war, als unser heutiges. Wie in manchen Dörfern ein meist der Gemeinde gehörendes Backhaus vorhanden war, finden wir dies hier nicht vor, hier war auf den Höfen ein eigener Backofen vorhanden, der sowohl zum Brotbacken, wie dem zur Herstellung des Kuchens für die Festtage und festlichen Gelegenheiten, benutzt wurde. Wenn in späteren Zeiten diese Hausbäckerei auch eingestellt wurde, die Herstellung des Teiges zum Backen wurde dennoch im Hause vorgenommen, sowohl des Kuchenteiges, wie auch des Brotteiges, das Säuern und Kneten, und dann der fertige Teig zum Bäcker gebracht, der die Brode zurecht machte und backte. Auf altbackenes Brot wurde sehr gesehen, daher wurde nur in längeren Zeiträumen, oft 3 bis 4 Wochen, gebacken. „Alter Knust, hält Huus“. Unter Aufsicht und Anleitung der Bäuerin musste auf den Höfen die grosse Magd das Säuern und Kneten verrichten, wo keine Magd vorhanden war, besorgte natürlich die Hausfrau, evtl. eine heranwachsende Tochter diese Arbeit, die Frauen hatten sodann schon in ihrer Dienstzeit die

notwendige Erfahrung zum Brotbacken gewonnen. Bei den Volksständen, die selber kein Brotkorn ernteten, denn der sog. Kleine Mann verfügte über kein Stück Ackerland, musste dies käuflich oder durch geleistete Arbeit erworben werden, ohne abzulieferndes Korn war nur beschwerlich Mehl zu erhalten. Selbst auf den kleinen Kothhöfen, wie wir sie gerade hier bei uns vorfanden, war es keine Seltenheit, dass es sehr an Brotkorn mangelte. Auf diesen, wie bei der arbeitenden Bevölkerung kam es des Oefteren vor, dass das tägliche Brot im Hause fehlte, dass Schmalhans dann Küchenmeister war. Da hier im Dorfe ein Bäcker nicht sesshaft gewesen ist, waren die Zeiten nicht selten, dass das Backen gewisse Schwierigkeiten verursachte, da wurde dann die Hilfe und Bereitwilligkeit des Nachbars oder des Bauern, mit dem man in irgend einer Beziehung stand, in Anspruch genommen. Einen Kauf von fertigem Brot kannte man früher eigentlich nicht, als er dann später sich einbürgerte, war dieses Kaufbrot von viel schlechterer, weniger kernigen Beschaffenheit, als das hausgebackene. - Da wir nun über alte Zeiten berichten, dürfen wir beim Backen nicht unerwähnt lassen, dass auch hierbei etwas abergläubische Gebräuche anzutreffen waren, u. A., dass nach dem Säuern des Teiges beileibe ja nicht vergessen werden durfte, dass auf den fertigen Sauerteig drei Kreuze gemacht werden mussten, weil sonst das Brot nicht geriet.

Als wichtigste Nahrungsmittel kamen sodann die Hülsenfrüchte in Frage: Erbsen, Linsen, Bohnen, diese sowohl in frischem Zustande, wie grün in Steintöpfe eingemacht, natürlich auch trockene Bohnen. Ferner wurde viel Gemüse zur Beköstigung in Anspruch genommen. Neben Mohrrüben und Steckrüben spielte die hervorragendste Rolle die Kohllarten, besonders der Weisskohl, der in immer grösseren Flächen zum Anbau gebracht wurde. Denn der Weisskohl war für den Haushalt viel mehr als in neueren Zeiten, einer der dringendst notwendigen Gemüseart, da aus demselben sehr grosse Mengen Sauerkohl eingemacht werden mussten; dieser war für die Beköstigung im Winter in Massen notwendig, denn es hat viele

Bauernwirtschaften gegeben, in denen er wöchentlich 4 bis 5 mal als Abendbrot gegeben wurde, meistens am Montag gekocht, die übrigen Tage aufgewärmt, dazu gab es Bratjensoot (aus getrockneten Birnen/Bratjen bereitet, wozu sich am besten die in allen Gärten früher mit mehreren Bäumen anzutreffende Hangeltute eignete), ebenfalls aufgewärmt; die mehr als sparsame Hausfrau erübrigte sich dadurch recht vieler Zeit, die sie sodann zu anderer Arbeit, zumeist hinter dem Wocken, verwenden konnte, ohne Rücksicht darauf, dass zuweilen über zu einheitliche und mangelhafte Kost auf den betreffenden Höfen geklagt wurde. Diese Beköstigungsverhältnisse betreffen die Zeiten, in denen der Kartoffelanbau noch nicht stattfand, durch seinen erweiterten Anbau löste ja dann die Pellkartoffel die vorhin bezeichnete Abendkost meist ab. In älteren Zeiten war es für den Haushalt dringend erforderlich, dass Dörrobst in möglichst grösseren Mengen die Vorratskammer füllte, sowohl Aepfel, Birnen, wie Zwetschen wurden im Backofen getrocknet. Die Obstsorten, die sich früher in den Hausgärten vorfanden, waren alle nicht die edlen Tafelsorten, wie man solche in der neueren Zeit züchtet und kennt, aber es waren Sorten, die alle zur Herstellung des Dörrobstes geeignet waren, die sowohl zum Hausgebrauch herangezogen wurden, wie auch bei genügenden Vorräten davon mancherlei verkauft werden konnte, wie es geschah in den Zeiten, wo die Botenfrauen vom Harz allwöchentlich unsere Heimat aufsuchten, um der Harzbevölkerung in ihren Kiepen auf dem Rücken alle nur möglichen Produkte des Landes zuzuführen. Nur kurz erwähnt haben wir die Kartoffel gelassen, welche doch bei unserer heutigen Ernährung - und ganz besonders jetzt in diesen so schweren Kriegszeiten - auf dem Lande sowohl, wie in der Stadt die wichtigste und vollkommen unentbehrlichste Frucht für unsere menschliche Ernährung bildet, wie sie auch als Viehfutter nicht erreichbar ist, besonders zur Fleisch- und Fetterzeugung bei der Schweinemast. An anderer Stelle unserer Beschreibung haben wir bereits einiges über diese edle Frucht (wie wir sie heute bezeichnen dürfen) gehört, hier an

dieser Stelle haben wir daher nur darüber noch zu sagen, dass der Anbau der Kartoffel erst zu Ende des 18. und bedeutend erweitert zu Beginn des 19. Jahrhunderts in unserer Heimat stattgefunden hat. Von diesen Zeiten, von etwa 1825, an, hat der Kartoffelanbau seine stark erweiterte Ausdehnung angenommen, sodass es gerade in diesen Kriegszeiten (1939 bis jetzt, 1947) gelungen ist, aber auch Dank der guten Ernten, und der Steigerung der besseren Sortenwahl, unsere stark zugenommene Bevölkerung im Reich mitsamt den vielen fremden Arbeitskräften, auch neuerdings der vielen sich in ihm aufhaltenden, teils uns lästigen, Menschen mit Kartoffeln, der jetzigen Grundlage zur Ernährung aller Volksschichten, wenn nicht voll, dann doch annähernd ausreichend zu versorgen (ob allerdings dieses zur Zeit /1947/ voll gelingen wird, ist doch etwas zweifelhaft). Nach Anbaueinführung der Kartoffel und seiner fortschreitenden Erweiterung, fand diese Frucht bei der ländlichen Beköstigung die grösste Bedeutung, sie bildet hier schon seit langem die Ernährungsgrundlage und ist täglich mindestens einmal auf dem Tische vertreten gewesen, in den verschiedensten Formen der Zubereitung, nicht zum wenigsten als Pellkartoffel, zumeist mit der üblichen Speckstippe. Eine wahre Revolution hat die Kartoffel bei der ländlichen Speisekarte hervorgerufen.

In den älteren Zeiten begann die Beköstigung morgens mit einem Teller Suppe, auf den Höfen traf man dieses noch vielfach bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts an; es gab hauptsächlich Erbsen-, Milch- oder Brotsuppe. Es lässt sich nicht abstreiten, dass eine Morgensuppe gerade für einen arbeitenden Menschen kräftiger und bekömmlicher ist, als der zum Brot, selbst mit dem nötigen Aufstrich, eingenommene Morgenkaffee, auch wenn es dazu gute Vollmilch gibt. Bei uns auf dem Dorfe hat von jeher das Frühstück eine Hauptmahlzeit gebildet, da gab es (und gibt es noch heute) zum tüchtigen Stück Brot mindestens noch dreimal in der Woche eine gute Portion Wurst, Speck oder Schinken, oder ein tüchtig mit Butter bestrichenes Brot mit Harzkäse, wenn nicht sonstiger kräftiger Auflage. Zur Zeit sind wir ja stark in unserer Verpflegung rationiert,

auf teils recht bescheidene Portionen angewiesen, wie wir sie sonst nicht gewohnt waren; auch auf dem Lande, bei den Selbstversorgern, sollen Einschränkungen stattfinden, und finden dort statt, aber es ist dort immerhin nicht ein so knappes Anbeissen anzutreffen, wie es die Stadtbewohner vorzunehmen gezwungen sind. Früher pflegte man zu sagen: ein gutes Frühstück ist besser, als den ganzen Tag garnichts. Dieses ziemlich unsinnige Wort barg doch für viele Dorfbewohner eine tiefe Wahrheit, und eine Folge des guten Frühstücks ist es wohl, dass auf das Mittagessen, dessen Einnahme um einhalb zwölf Uhr etwa erfolgte, weniger Wert gelegt wurde. Wochentags gab es fast täglich Suppe irgend einer Art, nur Sonntags wurde Fleisch auf den Tisch gebracht, da wurde das Mittagessen dann unmittelbar nach Beendigung des Gottesdienstes eingenommen. Den grössten Teil des Jahres gab es Fleisch aus den vorgenommenen Hausschlachtungen von Schweinen, auf den Höfen wurde dazu ein Rind oder eine Kuh geschlachtet, sodass allerlei Pökel- und Rauchfleisch die Vorratskammer zu liefern vermochte. Wenn gegen den Herbst diese Fleischvorräte ihrem Ende zugingen und verbraucht waren, wurden je nach Bedarf einige Schafe geschlachtet, die zum Teil als Rauchfleisch, sonst als Frischfleisch zum Verzehr gelangten. Am Nachmittag wurde ein einfacheres Vesperbrot eingenommen, jedoch im Herbst von Bartolomäi ab und im Winter fiel das Vesper weg, welches bei der Getreideernte aber mit reichlicher Wurstzugabe gegeben wurde. Zum Abendessen diente eine Suppe oder Breispeise, im Winter den schon erwähnten Sauerkohl, evtl. mit Bratjensoot, was in späteren Zeiten durch die Pellkartoffel zum grössten Teil abgelöst wurde. Sowohl hinter dem Abendessen, wie hinter dem Mittagessen, kam der Brotknust auf den Tisch, als Aufstrich diente dazu mittags zumeist Schmalz, während als Abschluss des Abendessens regelmässig ein Napf mit Schmierkäse erschien, auch hinter der Morgensuppe wurde ein Schmierkäsebrot gegessen. Die aus der Milch hergestellten Produkte, Butter und Käse, bildeten neben dem Schweineschmalz den Brotaufstrich. Graupen und Grützen wurden

in den dazu eingerichteten Mühlen aus selbstgeernteter Gerste herstellen lassen, und als Suppen und Brei genossen; diese einheimischen Produkte waren am ehesten auch käuflich zu erlangen für die Kreise, die das Gerstenkorn nicht selbst anbauen konnten.

Lebensmittel, die von ausserhalb kamen, aus überseeischen Ländern besonders, waren sparsam und verhältnismässig teuer durch den Frachtverkehr, den früher noch allein bestehenden Landtransport mit Frachtfuhrwerk. Neben Gewürzen handelte es sich vornehmlich um Reis, der daher als Festgericht galt. So durfte Reisbrei mit Rosinen z. B. bei keinem Hochzeitsschmaus fehlen. Ebenso war der Zucker, früher ausschliesslich von Übersee kommend, ebenfalls ein ziemlich kostbarer Artikel, der nur sparsam zur Verwendung kam. Der Genuss des Kaffees war in den älteren Zeiten hier unbekannt.

Selbsterzeugnisse der Wirtschaft, Getreide zu Brot und Brei, Viehprodukte aus der Rinder- Schaf- und Schweinehaltung zu Fleisch und Wurst, sie bildeten das Fundament für die menschliche Ernährung. Besonders trat dies auf Höfen in Erscheinung, denn wenn auch möglichst grosse Vorräte besorgt und vorhanden waren, musste mit ihrem Verbrauch dennoch haushälterisch umgegangen werden, sie mussten das Jahr über reichen, und die Zahl der zu Beköstigenden war meistens gross, da neben dem ständigen Gesinde alle Personen, insbesondere auch die Handwerker, die auf dem Hofe zu schaffen hatten, als Tischgäste in Frage kamen.

Bei den Ständen, bei denen von Einschächtung keine Rede war, war Knappheit und häufig Hunger ein nicht seltener Tischgast. Da fehlte besonders das Fett, seinen einzigen Ersatz bildete das billigere Rüboel. Brachten die Waldungen reichliche Bucheckernernten, wurde auch früher schon deren Einsammlung ausgenutzt, dann konnte, nachdem die Eckern geschlagen waren (auf unserer benachbarten Oelmühle am Kahnstein), das herrlich schmeckende, gute Buchoel genossen werden, besonders geeignet zu Pellkartoffeln, nachdem der Kartoffelanbau eingeführt war.

Und doch war trotz mancher Entbehrungen, wie wir sie uns jetzt vorstellen und als solche erachten, bei der einfachen Lebensweise, wie wir gesehen haben, unsere Landbevölkerung im allgemeinen gesund, kräftig und - zufrieden.

Während wir uns auf den vorstehenden Blättern über die Bewohner unserer Heimat, des Heimatdorfes, des Heimatgaues, über Abstammung, Kleidung, Ernährung beschäftigt haben, wollen wir nun noch in Kürze seinen Lebenslauf verfolgen von der Wiege bis zur Bahre, hierbei wiederum nicht lediglich unseren Ort betreffend, sondern mehr und weniger unsern Gau, den an der Innerste, nachdem diese die unwirtlichen Harzberge verlassen hat, gelegenen Densingau.

Von der WIEGE bis zur BAHRE .

Den Menschenlauf begleiteten in den früheren Zeiten viele Sitten, Gebräuche und Eigenarten, die man heute in dem Umfange wenigstens nicht mehr kennt, die die fortgeschrittene Zeit abgestossen hat und nun nur noch selten angetroffen werden.

Die werdende Mutter schon hatte mancherlei zu beachten, das dem zu erwartenden Kinde dienlich sei. Erschrecken vor Mäusen sollte Mausefleck, vor Hasen Hasenscharte geben, Verbrennen ein Feuermal für das Kind herbeiführen können. Auch nach der erfolgten Geburt verringerte sich die Zahl der Sitten und Gebräuche nicht, da war wieder vieles zum Wohle der Wöchnerin und des Kindes zu beachten; weise Frauen und gute Freundinnen erteilten gute Ratschläge. - Gevattern, Freunde und Nachbarn spendeten der jungen Mutter die übliche „Wochensuppe“ und allerlei sonstige Speisen, die ihr wirklich bekömmlich waren. - Auf alle Fälle beeilte man sich die Taufe vollziehen zu lassen, meistens am 4. oder 5., selbst schon am 3. Tage nach der Geburt, je nachdem der Sonntag entfiel, da meistens am ersten Sonntag nach der Geburt des neuen Erdenbürgers seine Taufe vorgenommen wurde, denn über eine Woche hinaus duldeten die Eltern nicht gern das „Heidenkind“ im Hause. Die Zahl der Gevattern betrug meistens 4 bis 6 Personen, männliche und weibliche, die sich nach dem in der Kirche



vollzogenen Sakrament zum Festschmaus vereinten, der bei den Bauern, besonders den wohlhabenderen, mit grosser Ueppigkeit sich vollzog. Bei den niederen Ständen war die Zahl der Gevattern ebenfalls keine geringe, dafür sorgte schon die Hebamme, die oft allein die Gevattern auswählte, um auch ihrerseits nicht zu kärglich wegzukommen, durch die an sie zu richtende Gabe für den Gevatternbrief, den sie überreichte. Auch für die Täuflinge waren die vielen Gevattern von Nutzen, denn ausser eines kleinen Geldgeschenks bei der Taufe selbst - dem Vaddernknuten - gab es alljährlich bis zur Konfirmation das Weihnachtsgeschenk „Hillechrist“, bestehend zumindest aus einem kleinen runden Kuchen, dazu auch wohl einen nützlichen kleinen Gegenstand, zu Ostern gab es das „Rennei“, ebenfalls ein Kuchen und zwei Eier; je mehr Gevattern also vorhanden waren, je lohnender die Gaben für die Kinder, ja, für die ganze Familie. Die Gevattern wurden durch einen „Gevatternbrief“ zu dieser Handlung gebeten, der von dem Schulmeister, in seiner Eigenschaft als Opfermann geschrieben, resp. ausgefüllt wurde, wodurch auch diesem ein kleiner Zuschuss zu seinem kärglichen Gehalt entstand, und durch die Hebamme zugestellt. Diese letztere trug auch den Täufling in die Kirche. Die Taufschmausereien auf den Bauernhöfen waren zeitweise derart übertrieben, dass solche durch landesherrliche Verordnungen verboten wurden.

Ueber die Erziehung, resp. Ausbildung der Kinder lässt sich nur sagen, dass diese wesentlich von den Vermögensverhältnissen der Eltern bedingt waren. Nach Vollendung des 6. Lebensjahres folgte die Schulzeit, da hier zu Lande die Schulpflicht frühzeitig eingeführt war. Allerdings konnte ein grosses Wissen in der Dorfschule nicht erworben, auch nicht gelehrt werden, da die meisten Schulmeister in den frühesten Zeiten selber nicht darüber verfügten, denn sie waren zum Teil, ohne weitere grössere Ausbildung zu diesem Lehramt genossen zu haben, aus einem gewerblichen Beruf hervorgegangen, vielfach aus dem der Schneider, und übten dann neben ihrer nur kümmerlich bezahlten Schulmeisterei oft noch ihr

Handwerk aus. Bibel, Gesangbuch und Korgissen (Katechismus) waren die Lehrbücher, aus denen notdürftig das Lesen erlernt wurde, dazu Bibelsprüche und Gesangbuchverse. Erst etwas spätere Zeiten brachten ein weiteres Lehrbuch in den Unterricht, den Kinderfreund. Schreiben war eine fast höhere Kunst, die von wenigen Knaben erlernt wurde, von den Mädchen durchweg nicht, wofür ein besonderes Entgelt an den Lehrer zu entrichten war, oder, falls dieser selber mit dem Federkiel nicht recht umzugehen verstand, von einem sonstigen Schreibgelehrten erfolgen musste. Zum Schreiben wurde ein Federkiel von der Gans benutzt, der stahlfederartig gespitzt werden musste, wozu eine grössere Uebung erforderlich war. Immerhin finden wir aber bereits im Anfang des 18. Jahrhunderts manche Bauern vor, die des Schreibens kundig waren, wie aus älteren Aufzeichnungen, die sich noch vorfinden, hervorgeht. Besonders im Sommer war der Schulbesuch oft nur mangelhaft, da manches Schulkind zu irgend einer Beschäftigung in der Landwirtschaft herangezogen wurde, zum Hüten von Vieh oder sonst wie. Es ist daher nicht verwunderlich, dass, wenn die Zeit der Konfirmation herangekommen war, manche der zu konfirmierenden Kinder nicht ganz viel klüger waren, als zu Beginn ihrer Schulzeit, abgesehen von eingepaukten Bibelsprüchen und Gesängen, und dem, was das Leben ihnen bereits gelehrt hatte. Im Elternhause wurde in erster Linie streng darauf gehalten, dass die Jungen in ihrem späteren Beruf zu tüchtigen Menschen sich entwickelten, die später ihren Mann standen in der Landwirtschaft oder dem zu ergreifenden Gewerbe, dass die Mädchen richtig „knütten“ (stricken), spinnen, etwas nähen und die Arbeiten zu verrichten erlernten, die für eine tüchtige Bauersfrau, sonstige Hausfrau oder Magd erforderlich war.

Die KONFIRMATION beendete zuweilen lästigen Schulzwang, nur die Kinderlehre am Sonntag Nachmittag war noch zu besuchen. Sie brachte die Jugendlichen in das praktische Leben, in der Wirtschaft der Eltern oder schon mehr selbständig in Dienste, sie waren mehr oder weniger auf sich selbst angewiesen, traten aus dem Kreise der

Familie heraus und wurden enger mit ihres Gleichen verbunden. Aber immerhin blieben Jünglinge sowohl, wie Mädchen, in den allermeisten Fällen der Heimatgemeinde, zumindest der heimatlichen Nachbarschaft, getreu; wir haben schon an anderer Stelle davon bereits gehört, dass es keine Freizügigkeit gab, eine Abwanderung äusserst schwierig zu bewerkstelligen war. Dann gab es ja auch noch keine Wehrpflicht, der die männliche Jugend nachzukommen gehabt hätte. Wohl konnte es sich ereignen, dass Fürsten und Ritter, auch nicht zum wenigsten die Kirchenfürsten, diesen oder jenen Jüngling zu ihrem Söldner heranzog, vielfach sogar mit Gewalt, da diese Herrscher zu ihren häufigen Kriegs- und Raubzügen Leute benötigten. Diese zu Söldnern erpressten Männer waren zumeist dadurch dann der Heimat verloren.

Nach dem Freiheitskriege, nachdem unser Dorf, wie das ganze Stift Hildesheim, dem Königreich Hannover zugeschlagen war, brauchte auch der in England zugleich herrschende und sich dort aufhaltende König von Hannover eine grössere Anzahl Soldaten, wenn sie auch meistens auf fremden Schlachtfeldern kämpfen mussten. Die wehrpflichtigen jungen Männer wurden nunmehr gemustert und, soweit der Bedarf es erforderte, eingezogen, manche von ihnen jedoch, da eine Losung stattfand, losten sich frei, andere, deren elterlichen Mittel solches erlaubten, kauften sich einen Stellvertreter, der für sie der Militärflicht nachkam. Von diesem im Lande Hannover gebräuchlichen System wurde in umfassendster Weise Gebrauch gemacht, derselbe Stellvertreter diente zuweilen für zwei Söhne aus derselben Familie gleich hintereinander, erwarb sich dadurch einen Grundstock für eine spätere selbständige Existenz. Dem Lande Hannover jedoch fehlten gerade durch dieses System die Reserven für ein Heer, und war wohl mit ein Beitrag zu seinem Untergang im Jahre 1866, der allerdings in erster Linie durch andere Verhältnisse eingetreten ist.

Wenngleich wir sagten, die jungen Männer blieben ihrer Heimat verwachsen, so müssen wir davon als Ausnahme anführen, das dies bei dem Handwerkerstande etwas anders war. Wohl trat der

konfirmierte Knabe im Heimatdorf oder seiner nächsten Nachbarschaft in die Lehre, hatte er aber diese hinter sich, dann war es alter Handwerksbrauch auf die Wanderschaft zu ziehen, an anderer Stelle sich in seinem Gewerbe umzusehen und weiter auszubilden. Heimatberechtigt aber blieb er stets seinem Geburtsorte.

HEIRAT und HOCHZEIT war in den vergangenen Zeiten mit mancherlei Sitten und Gebräuchen verknüpft, aber auch Aberglaube war bei Liebe und Ehe vielfach vorhanden. Die Liebe, selbst in ihrer freiesten Form, spielte wohl eine Rolle - gerade bei den unteren Ständen auf dem Dorfe war das gegenseitige Gefallen der ausschlaggebende Faktor für den Ehebund, jedoch bei dem Bauernstande sind die materiellen Verhältnisse in den allermeisten Fällen das Ausschlaggebende zu der Verlobung und der Ehe gewesen.

Soweit nicht unmittelbare Uebereinkunft zwischen den jungen Leuten, wie es Gottseidank später mehr und mehr geworden ist, und den beiderseitigen Eltern die Verlobung herbeiführte, treten Freiwerber und Freiwerbersche ihre Tätigkeit oder gar ihr Geschäft an. Die Schliessung eines Ehekontraktes war bei den besitzenden Klassen eine Selbstverständlichkeit. In diesem gerichtlich oder notariell geschlossenem Kontrakt war aufgeführt, was beiderseits sich zugeheiratet wurde, nicht nur an Liegenschaften und Bargeld, auch die Mitgift an Vieh, wie es früher fast durchweg der Fall war, und genaue Aufzählung der sonstigen Aussteuer, in ihm waren auch die Abgaben an die Geschwister und das evtl. Altenteil festgelegt. Für den Todesfall setzten sich die Verlobten zumeist gegenseitig zu Erben ein.

So einfach und ungehindert nach der Erfüllung der gesetzlichen Formalitäten in neuer Zeit - ganz abgesehen von den jetzigen vielen Kriegstrauungen, die öfter von heute zu morgen erfolgen, und oft ebenso schnell zu späterer Ehescheidung führen - die Trauungen sind, so schwer und umständlich wurde früher dieselbe gemacht. Vor der Einführung der Civilehe (1875) durfte ein Pastor keinen

Bauer trauen, bevor er nicht in den Besitz der vielen Erlaubnisscheine gelangt. Als Unfreie, unter dem Hofrecht stehend, hing die Einwilligung zur Eheschliessung von der Einwilligung des Grundherrn ab, wofür natürlich an den Hofherrn (Adelige, Klöster oder Landesherren, vertreten durch seinen Amtmann) eine entsprechende Abgabe zu entrichten war, vom Amtmann musste der Bedemund eingeholt werden; neben diesen war eine ausdrückliche Genehmigung der beiderseitigen Eltern erforderlich. Bei den Dienstboten oder sonstigen nicht selbständigen jungen Leuten war es zunächst erforderlich, dass sie ein gesetztes Alter, so um 30 Jahre herum, erreicht haben mussten, wenn nicht besondere Umstände (zumeist handelte es sich um das Vorhandensein eines Kindes, dessen Erwartung oder eines weiteren) eine frühere Heirat zweckmässig erschienen liessen, deren Erlaubnis von dem Amtmann, dem seine Heimat unterstand, durch den Bedemund einzuholen war.

Die Einladung zur Hochzeit, wie es jetzt Mode ist, durch Karten oder mündlich durch das Brautpaar selbst, gab es früher nicht. Da war die Hochzeitseinladung eine Aufgabe desjenigen jungen Burschen, der bei der Feier als „grosser Brautknecht“ - ausser ihm war wohl noch ein „kleiner Brautknecht“ bestimmt - zu fungieren hatte, der als Festordner galt, besonders beim Tanz. Vielfach hoch zu Ross, mit Blumenstrauss und flatternden Bändern reichlich geschmückt, zog dieser „Brautbitter“ von Hof zu Hof, zur Sippschaft in anderen Dörfern, um seines Amtes zu walten. Es hat auch Zeiten gegeben, wo der Brautknecht gemeinsam mit seiner Hochzeitsdame, der „grossen Brautmagd“, die Einladungen zu vollziehen hatte. War, wie es doch vielfach der Fall war, die Eheanbahnung durch Freiwerberei zu Stande gebracht, trat auch wohl der Freiwerber als „Umbidder“, Einlader, auf.

Einige Tage vor der Hochzeit wurde „Brautgefahren“, die Mitgift der Braut, resp. des Bräutigams, wenn dieser auf den Hof der Braut heiratete, an Haus- und Wirtschaftsinventar, Vieh, Betten, Leinen, Flachs und sonstigem überführt. Neugierige Nachbarinnen hatten

dabei ihre Last, dass sie genauestens beobachteten und zählten, was an Kisten und Koffern, an reinem Flachs und Sonstigem in das neue Heim verbracht wurde, besonders, wenn die Brautfuhre von einem anderen Dorfe erfolgte. Bei diesem Brautfahren ging es öfter schon hoch her, mit Juchzen, mit geschmückten Pferden vor dem aufgeputzten Wagen, und einer besonders tüchtigen Bewirtung der dabei Beschäftigten.

Am Abend vor dem Hochzeitstage wurde der POLTERABEND gefeiert. Waren Braut und Bräutigam aus zwei verschiedenen Dörfern, wurde dieses getrennt gefeiert, eine gemeinsame Feier, wie sie die Neuzeit aufweist, fand früher weniger statt. Den „Klappott“ zu werfen, war ein uralter Brauch, am ausgiebigsten geschah es durch die Kinder des Dorfes, die schon frühzeitig, schon gegen Abend, mit allem auftreibbaren unbrauchbaren Geschirr aus Steingut und Scherben angeschleppt kamen, um es auf dem Trittstein des Hauses völlig zu zerschellen, und dafür mit dem „Grüttekust“ bewirtet wurden. Dieser bestand aus einem derben Schnitt Schwarzbrot, auf welches ein gehöriger Hieb Reisbrei, in frühesten Zeiten wahrscheinlich Grützebrei, getan wurde; den Klappottwerfern Kuchen darzureichen, kam erst später auf. Den Kindern folgten dann nach dem Abendbrot die Knechte und Mägde des Dorfes, um ebenfalls ihre Klappötte zu werfen, um ihr Stück Kuchen und eine Flasche Schnaps dafür zu empfangen. So fehlte es also nicht an Scherben, welche ja bekanntlich Glück bringen sollten.

Bereits einige Tage vor der Hochzeit wurde die Kuchenbäckerei vorgenommen, denn an Kuchen ging bei diesem Familienfeste eine gewaltige Menge drauf, nicht nur, dass er bei der Feier selbst verbraucht wurde und dass die Hochzeitsgäste alle noch tüchtige Stücke mit nach Hause nahmen (es war so üblich), es wurde davon sehr viel an viele Familien im Dorfe abgegeben, als Gegengabe für ein überreichtes Hochzeitsgeschenk.

So brach dann der Hochzeitstag an, und frühzeitig schon fanden sich die zumeist sehr zahlreich zu dieser Feier geladenen Gäste im Hause der Braut ein, da in der Regel doch der Vater der Braut die

Hochzeit zu geben hatte. Mit einem tüchtigen Frühstück begann das schwere Tagewerk einer ordentlichen Hochzeitsfeier, dabei wurde die nötige Anfeuchtung durch Schnaps, ohne solchen war ein regelrechtes Frühstück gar nicht einzunehmen, und dem dazu nötigen Süßbier vorgenommen.

Bald nach der Mittagszeit findet dann die Trauung in der Kirche statt, unter dem Rufe der Glocken setzt sich vom Brauthause aus der Hochzeitszug in Bewegung, geführt von den Vätern der Brautleute, denen zunächst diese folgen, dann der grosse Brautknecht mit der grossen Brautmagd, der kleine Brautknecht mit seiner kleinen Brautmagd, die übrigen jungen, unverheirateten Paare, dann die jüngeren verheirateten und am Schlusse die älteren, sodass das älteste Paar den Beschluss bildete. Dass es an Zuschauern und Zuschauerinnen besonders auf dem Wege zur und von der Kirche nicht fehlte, ist wohl selbstverständlich, wie es ja auch heutigen Tages der Fall ist. Abergläubische Vorstellungen waren (und sind es noch) selbst bei der heiligen Handlung der Trauung nicht selten. Beim Heimgange von der Kirche fand sich dann die Jugend ein, um durch „Vorhalten“ einer Schnur den Hochzeitszug aufzuhalten. Es war die Aufgabe des nunmehrigen jungen Ehemannes den Durchgang einzulösen, dadurch, dass er einige kleine Münzen wegwarf, durch deren Einsammlung die Passierung erfolgen konnte. Da sich dieser Vorgang wohl mehreremale ereignen konnte, musste sich der Bräutigam mit der nötigen Zahl von Kupfermünzen versehen. Zuweilen wurde auch aus irgend einem Versteck in der Nähe des Weges, den der Zug passieren musste, eine Schiesserei mit Gewehren veranstaltet, einer Unsitte, die oft Erschrecken hervorrief, auch behördlich verboten wurde.

Während später die Braut allgemein den Myrtenkranz und Schleier trägt, trugen in den früheren Zeiten, noch im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, die Braut eine besondere Kopfbedeckung, eine Art Krone, mit breiten Seidenbändern versehen, mit feinsten Goldfäden- und Seidengarnstickerei. Um die Schultern war ein

herrliches und buntbesticktes schwarzes Seidentuch gelegt; auch die schwer seidene Brautschürze durfte nicht fehlen. Die Tracht des Bräutigams war in unserer Heimat schlicht und einfach, der lange Schossrock, mit einem Myrtensträusschen im Knopfloch, der mit diesem Tage dann seine Dienste für die Lebenszeit seines Trägers antrat, ihn meistens noch in die Gruft begleitete.

War nun nach der kirchlichen Trauung der Hochzeitszug im Brauthause wieder eingetroffen, dann ging es alsbald zu dem festlichen Mahle, an dem auch zumeist der Pastor und der Lehrer (als Organist) Teil nahmen. Bei einem ordentlichen Hochzeitsessen, wohl immer beginnend mit einer Hühnersuppe, durfte es an nichts fehlen, ja, es musste etwas draufgehen, und zum Zunehmen wurde vom Gastgeber und seiner Hausfrau sowohl, wie auch vom „Umbitter“, dem Einlader, wiederholt genötigt, oft in Reimen. Es war aber kein ordentliches Festessen, wenn es dabei nicht Reisbrei mit Rosinen gegeben hätte, ebenso mussten es mindestens zwei, möglichst drei verschiedene Braten - Kalbs-, Rind- und Schweinebraten - sein, die dazu gehörten. Gegen Ende des Festmahls, welches sich lang ausdehnte, überreichten die Gäste dem Brautpaar ihr Hochzeitsgeschenk, aus Bargeld, Gold- oder Silbersachen bestehend, bemessen nach dem Wohlstande der Schenker.

Die zur Hochzeit geladenen Gäste hatten für das Essen ihr Besteck sich mitzubringen - Löffel, Messer und Gabel - nur Teller und Gläser für den meist reichlichen Schmaus und Trank wurden vom Gastgeber gestellt. Ferner ging gegen Ende der Schmauserei bei den Teilnehmern ein Teller mit Salz herum, in den Geldgaben für Köksche und Bedienung gelegt werden musste. War nun diese, meist nicht geringe Arbeit mit dem Schanzzeug geleistet, die Verteilung der vielen dazu geopferten Hühner, Enten, Gänse, Kälber, Schafe, Schweine, selbst Rinder vollbracht, dann konnte die nicht zu einer ordentlichen Hochzeitsfeier fehlende Musik ihre schmetternden Weisen zum Tanze erklingen lassen, der dem üppigen Mahle folgte und sich bis in die Morgenstunden ausdehnte,



wobei aber noch reichlich eines guten Imbisses und Trunkes gedacht wurde. Eine grössere Hochzeit fand selten mit einem Tage ihre Erledigung, der zweite Tag brachte noch mancherlei Feierlichkeiten mit sich, wohl meistens dann in dem andern Hause der Vermählten, oder in dem ihrigen, aber eine Nachfeier gehörte dazu. Obgleich es auch hier bei uns auf den Hochzeiten hoch her ging, ist dieses noch bescheiden zu bezeichnen, wie die Hochzeiten in anderen Gegenden, besonders in der Heide, gefeiert wurden.

Wie schon erwähnt, musste der Anerbe eines Bauernhofes vor seiner Verheiratung dazu die Genehmigung seines Gutsherrn einholen, und mit dieser erfolgte dann zumeist die Übernahme des Hofes vom Vater auf den Sohn, dann zog der Altbauer, ob mit, oder ohne Frau (falls die verstorben) auf Altenteil, entweder auf dem Hofe selbst oder in ein besonderes Altenteilerhaus; was als Altenteil zu entrichten war, wurde ja bei der Verschreibung festgelegt. Eine Teilung von Höfen, auch Abgabe von Teilen desselben, war nicht gestattet, da der Besitz nicht direktes Eigentum war, sondern dem Gutsherrn gehörte und unterstand.

Ebenso wie bei den frohen Familienfesten war es auch bei TOD und BEGRÄBNIS , dass eine Verbundenheit mit Feierlichkeiten unvermeidlich war, beruhend auf den örtlichen gebräuchlichen Sitten, die in den einzelnen Orten wohl verschieden waren. Alles aber, was zur Familie und Sippe gehörte, oder sonst wie dem Hause, in dem der Tod eingekehrt war, näher stand, nahm seinen regsten Anteil an dem Trauerfall. War auf einem Bauernhofe ein Sterbefall eingetreten, dann beteiligten sich nicht nur alle Standesgenossen, auch die ihm nahestehenden Handwerker und viele andere Gemeindeglieder, es müsste sonst erbitterte Feindschaft zwischen den Familien geherrscht haben, an dem Begräbnis. Im allgemeinen fand hier im Trauerhause an dem Sarge, welcher auf der Diele aufgebaut war, eine kürzere Ansprache durch den Pastor statt, der den Verstorbenen zum Friedhof geleitete, mancherorts wurde jedoch in der Kirche, nachdem die Leiche der Erde übergeben war, ein förmlicher Leichen-Gottesdienst

abgehalten (auch hier fand die Beerdigung in dieser Form derart statt). Nachdem versammelten sich dann mit den Angehörigen, zum Teil von ausserhalb, die Freunde und Nachbarn, die als Träger besonders gebetenen Standesgenossen im Trauerhause, zu einem Essen, das in früheren Zeiten auch reichlich bemessen sein musste, selbst in einzelnen Fällen zu einem kleinen Gelage ausarten konnte, mehr einer Festlichkeit glich, als es der traurigen Angelegenheit entsprach.

Was über Familienfestlichkeiten und Vorgängen im Leben auf unseren heimatlichen Dörfern zu sagen wir in der Lage waren, glauben wir in dem Vorstehenden soweit gebracht zu haben, wenn manches auch nur andeutungsweise geschehen konnte.

Als Anhang zu diesem Abschnitt unseres Berichts aus alten, längst vergangenen Zeiten wollen wir nun noch etwas über die früheren Münz-, Mass- und Gewichtssysteme anfügen.

#### MÜNZ-, MASS- und GEWICHTSSYSTEME.

Ueber die Masse und Gewichte möge hier gesagt sein: Bevor das metrische System, international durch viele Staaten in Paris am 20. Mai 1875 beschlossen, zur Einführung gelangte, herrschte in den deutschen Ländern keine Einheitlichkeit für Masse und Gewichte, sodass in unserer engeren Heimat gar oft auf die verschiedenste Weise gemessen und gewogen werden musste. Da kam das Hildesheimer, das Goslarsche, Braunschweiger und vielleicht noch andere Mass und Gewicht in Frage. Die Abgabe und der Verkauf von Getreide erfolgte lediglich nach Mass, nicht nach Gewicht.

Die Einheit des Längenmasses bildete die RUTHE, 1 RUTHE = 12 FUSS, 1 FUSS = 12 ZOLL (1 Meter = 3,18620 FUSS Hannoverschen Masses). Für Manufakturen diente als Längenmass die ELLE, ebenfalls verschieden in den einzelnen Staaten; in Preussen hatte die ELLE 25 ½ ZOLL (2 ½ FUSS), in Sachsen 24 ZOLL (2 FUSS) = 0,666 Meter, dieser entspricht die hannoversche ELLE.

Flächenmasse: 1 HUFE = 30 MORGEN, 1 MORGEN = 120 QUADRATRUTHEN, 1 QUD.RUTHE = 256 QUD.FUSS, 1

QUD.FUSS = 144 QUD.ZOLL.

In einigen Ländern unterschied man FELDMORGEN und WALDMORGEN, so in Hannover und Braunschweig; der braunschw. Feldmorgen war = 25,016 ar, der Waldmorgen = 33,354 ar. Der hannoversche Morgen war = 26,21 ar, der Waldmorgen = 160 Qud.Ruthen.

Fruchtmasse (Getreide): 1WISPEL = 40 HIMPTEN, 1 HIMPTEN = 4 VIERFASS, 1 VIERFASS = 4 METZEN. Der Himpten war: für Roggen und Weizen = 50 Pfund, für Gerste = 40 Pfund, für Hafer = 30 Pfund.

Flüssigkeitsmasse: Das seit 1875 normale Mass bildet das Liter, 1 lt = 0,001 cbm oder 1000 lt = cbm. Frühere Gemässe waren: 1 OXOFF = 1 ½ OHM, 1 OHM = 4 ANKER, 1 ANKER = 10 STÜBCHEN, 1 ST = 4 QUARTIER, 1 QUARTIER = 0,9 lt.

Bei Bier rechnete man: 1 FASS Bier hält 4 TONNEN, 1 TONNE = 27 STÜBCHEN. Im Gross-Weinhandel ist die alte Form beibehalten, dieser erfolgt nach FUDER, 1 FUDER = 1000 lt bei Rheinwein, 1 FUDER Moselwein = 900 lt.

Bei der Wolle wurde nach CENTNER gerechnet, dieser zu 114 PFUND. Ein KNÄUEL Wolle, aus 4 FLIESEN bestehend, war der SCHWERE STEIN, = zu 22 PFUND angenommen, 2 FLIESE = der LEICHTE STEIN = 11 PFD.

Für Brennholz galt das KLAFTER (ursprünglich entsprechend der Linie, die ein erwachsener Mann mit nach beiden Seiten ausgestreckten Armen zu ermessen vermag), umgriff 6 FUSS des Ladesmasses, das MALTER zu 80 KUBIKFUSS. - Malter war stellenweise auch Getreidemass.

Für Garn (aus Flachs) wurde angenommen: 1 BUND Garn mit 20 LÖPPEN, 1LOPP muss 100 HASPELFÄDEN haben, der Kauflopp aber nur 900 Fäden.

Gewichte: Seit Einführung des metrischen Gewichts am 1. Januar 1876 ist Normalsatz der Metercentner = 50 kg (Kilogramm) = 100 Pfund. Der frühere CENTNER hatte: in Preussen 110 PFUND, in Hamburg 112, in Bremen 116, in Hannover und Braunschweig 114

PFD. 1 PFUND zu 30 oder 32 LOTH, 1 LOTH = 4 QUENTCHEN. In Hannover, Braunschweig, Hamburg, Bremen teilte man das ZOLLPFUND in 10 NEULOTH, 1 NEULOTH = 10 QUINT.

#### Das Münzwesen

Durch die Einführung der MARK als Reichswährung am 1. Januar 1876, auf Grund der Gesetze vom 4. Dezember 1871 und 9. Juli 1873, ist im Deutschen Reiche erst eine gleichmässige Geldeinheit zur Geltung gekommen, während bis dahin in den zum Reiche gehörenden Ländern und den vielen Kleinstaaten die verschiedensten Münzsorten anzutreffen waren. Die Mark (nach Beendigung der Inflation in den 1920er Jahren = Reichsmark) wird nach dem Dezimalsystem in 100 Pfennige geteilt. Während das in neuerer und neuester Zeit in Umlauf gesetzte Papiergeld als gesetzliches Zahlungsmittel gilt, war dieses nach der Reichsmünzordnung vom 1. Januar .....

Dieses wurde ausgeprägt, in Gold: 20 Markstücke (die Doppelkrone), 10 Markstücke (Krone) und vorübergehend, bis 1878 die halbe Krone, 5 Markstücke; in Silber waren die Stücke zu 1 Mark, 2 Mark, 3 Mark (auch die alten Thaler waren in Umlauf beibehalten = 3 M und 5 Mark, sowie eine halbe Mark-Stücke = 50 Pfennig, auch kürzere Zeit 20 Pfennigstücke. Die Scheidemünzen, 10 und 20 Pfennigstücke bestanden aus einer Legierung von Nickel mit Kupfer, die 1 und 2 Pfennigstücke aus reinem Kupfer. - Unsere ehemaligen schönen 20- und 10-Markstücke aus Gold sind, wie so vieles andere Gold, im Weltkriege von 1914/18 leider eingezogen, verschwunden und ins Ausland (Vereinigte Staaten) gewandert.

In den Zeiten vor 1876 fehlte ein einheitliches Münzwesen in Deutschland, jeder Staat, jeder Kleinstaat, viele Städte und mancher Potentat hatte sein eigenes Münzwesen und liess Geld prägen, da hören wir von PISTOLEN, DUKATEN, LOUIS- und FRIEDRICHSDOREN, dies waren Münzen in Goldprägung, von THALERN, GULDEN und GROSCHEN aus Silber (und zwar meist mit einem hohen Silbergehalt, teilweise Reinsilber), man rechnete mit SILBERGROSCHEN, GUTE GROSCHEN,

MARIENGROSCHEN. Aus reinem Kupfer bestanden die im Umlauf befindlichen MATIERE = 4 PFENNIG, DREIER = 3 PFG., die 1- und 2-PFENNIGSTÜCKE. Über einige der hier genannten Münzsorten können wir etwas berichten:

Die DUKATEN waren nach der Reichsmünzordnung von 1559 Reichsmünzen in Gold mit einer Feinheit von  $23 \frac{2}{3}$  Karat. In Hannover und Braunschweig wurde diese Goldmünze bis Mitte des 19. Jahrhunderts geprägt, teils ein wenig geringer an Feinheit und Wert.

Der LOUISDOR war eine französische Münze aus Gold, in der Franzosenzeit hier in Umlauf gesetzt. Mit Louisdor bezeichnete man wohl auch die aus Gold geprägten 5 THALERSTÜCKE, sogenannte PISTOLEN. Als Pistole bezeichnete man aber auch den FRIEDRICHSDOR, eine preussische Staatsmünze, die an den Staatskassen mit 5 zweidrittel THALER angenommen wurde, zum Teil mit der Inschrift „5 THALER“ versehen.

Der GULDEN war ursprünglich eine Goldmünze, zuerst in Florenz geprägt, er zeigte auf der einen Seite das Bildnis Johannes des Täufers, auf der anderen eine Lilie mit der Inschrift „Florenzia“, daher die Bezeichnung FLOREN oder FLOR (Abkürzungszeichen = fl.). Diese wegen ihrer Feinheit sehr geschätzte Münze wurde von vielen Fürsten nachgeprägt, dann mit kleinen Unterscheidungszeichen versehen.

Die allgemeine Reichsmünzordnung von 1559 hatte festgesetzt, dass 72 Goldgulden eine feine Mark enthalten sollten, zu 18 einhalb Karat. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erschienen dann die Silbergulden, 1 Gulden zu 60 Kreuzer, je 4 Pfennig. Allgemein entsprachen 3 Gulden = 2 Reichsthalern oder Courantthalern, = 24 Gutegroschen. Mehrfach wurden auch sog. Zweidrittelstücke geprägt, mit Inschrift „ $\frac{2}{3}$  Thaler“.

Mariengroschen waren Silbermünzen, zuerst 1515 in der Stadt Goslar geprägt, sie waren in den Braunschweig-Hannoverschen Landen, später auch in Westfalen und am Rhein verbreitet, bewahrten aber das ursprüngliche Gepräge - die Jungfrau Maria mit

dem Kinde - nicht bei. In der letzten Zeit ihres Umlaufs rechnete man 36 Mariengroschen, zu je 8 Pfennigen, auf den Thaler des 20 Guldenfusses. Stücke zu 3 Mariengroschen, in Braunschweig und Hannover geschlagen, waren im Umlauf bis zur Einführung der Markwährung. Die Mariengulden, mit dem gleichen Gepräge der Mrgr., wurden zu 20 Mrgr. ausgeprägt, in Braunschweig bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts im 18 Guldenfusse, sog. „neue Zweidrittel“ zu 24 Mrgr. In Goslar, Mainz, Trier und anderen Orten wurden auch Marienthaler (mit dem Marienbilde versehen) ausgegeben.

Der Groschen, aus Silber geprägt, war die früher gängigste Scheidemünze in fast allen deutschen Staaten, ausser den Küstenländern, in denen der Schilling die Kurrentmünze war. Der Gute Groschen galt zu  $\frac{1}{24}$  Thaler, zu je 12 Pfennig. In Preussen trat an seine Stelle 1821 der Groschen zu  $\frac{1}{30}$  Thaler, der später von fast allen deutschen Staaten als Silbergroschen oder auch als Neugroschen, diese zu 10 Pfennig, angenommen wurde.

Pfennige, die ursprünglich einzig geprägte Münze aus Silber, wurden erst nach dem 15. Jahrh. Scheidemünze, dann aus Kupfer hergestellt. An Pfennigen treffen wir im Laufe der Zeiten und den vielen Ländern die verschiedensten Ausprägungen an: Einpfennig-, Zweipfennig-, Dreipfennig- (Dreier), Vierpfennig-Stücke (letztere „Matiere“ genannt).

Sechster Abschnitt .

---

**Das JAHR mit  
seinen FESTEN und  
VERGNÜGUNGEN,  
auch seinem  
BRAUCHTUM.**

Allgemeines  
Der Heilige Abend  
Das Weihnachtsfest  
Die Zwölfen  
Sylvester  
Der Neujahrstag bis Fastnacht  
Das Hänseln  
Das Osterfest  
Osterfeuer  
Walpurgisnacht  
Das Pfingstfest  
Himmelfahrt und Hagelfeier  
Das Fahnenjagen  
Sacklaufen - pp - Hahnenschlagen  
Tanzmusiken - Jahrmärkte - Schützenfeste  
Erntezeit und Erntedank  
Martini



Wenn wir hier über den Hergang der FESTE und VERGNÜGUNGEN im Laufe des Jahres, sowie einiges über BRAUCHTUM in ihm berichten sollen, können wir uns dabei nicht auf ein einzelnes Dorf, auf unser Heimatdorf, beschränken, da müssen wir schon unseren engeren Gau, den „Densingau“ - das sind die Dörfer an der Innerste in unserem heimatlichen Amte Liebenburg mit dem eingeschlossenen braunschweigischen Gebiet - ins Auge fassen. Wenn auch wohl beim Hergange dessen, was hier beschrieben werden soll, von Dorf zu Dorf geringe Abweichungen gewesen sein können, im allgemeinen war immerhin, besonders die Gebräuche, überall die gleichen. Es sind aber nur dürftige Quellen vorhanden, aus denen wir über viele Vorgänge unserer Beschreibung schöpfen können, und diese werden mit der Zeit immer spärlicher, sodass es vielleicht ganz gut sein könnte, wenn wir hier manches festlegen.

Bevor die „neue Zeit“ mit ihren mancherlei guten, aber auch eben soviel schlechten Seiten, auf unsere Dörfer gedrungen ist, waren die damaligen Festlichkeiten in denselben doch ganz anderer Art, als sie durch diese neue Zeit geworden sind. Die früheren Festlichkeiten fanden seltener statt, wie jetzt, sie waren ein Ereignis, an dem sich die ganze Einwohnerschaft mehr oder weniger beteiligte, es war doch mehr eine dörfliche Geschlossenheit anzutreffen, als neuerdings, nicht zum wenigsten hervorgerufen durch die im Dorfe bestehenden Vereine, wir wollen da nur Krieger-Sänger-, Turn- und Sportvereine nennen, an deren Vergnügungen doch in erster Linie die betreffenden Mitglieder beteiligt sind, was zu mancherlei Aufspaltungen in der Dorfgemeinschaft beigetragen hat.

Aber auch die christlichen Feste hatten früher ihre besonderen Sitten und Gebräuche, die heute teils vergessen sind - und nicht mehr der Gegenwart angepasst erscheinen, vergessen sind.

Wenn wir auch begrüßen wollen, dass neuerdings ein guter Anlauf genommen ist, die alten Sitten und Gebräuche auf dem Lande wieder auf leben zu lassen, hält dieses schwer, da doch

immer noch nicht eine gewisse Distanz der Bewohner des Dorfes überwunden ist, noch vermehrt durch Zuzug aus anderen Gebieten, von Menschen mit ganz anderen Sitten und Gebräuchen, da aber auch zur Neubelebung des Alten in seiner ursprünglichen Form die Anhaltspunkte zu selten sind. Wir wollen aber hoffen, dass doch noch wieder die Zeit kommen möge die ein Aufleben auch in dieser Beziehung herbeiführt, die das dörfliche Leben wieder hebt und vor Allem: die Liebe zur dörflichen Heimat. Darum müssen wir von der alten Zeit hören, wollen die zur Verfügung stehenden kümmerlichen Reste dazu nutzen.

Wir wollen unseren Jahreslauf nicht mit dem Kalenderjahr beginnen, sondern mit Martini, dem Tage, an dem früher die Dienstboten ihr neues Dienstjahr begannen, an dem der frisch zuziehende Enke den Hof mit der umgehängten Peitsche betrat; dieser Termin scheint uns am geeignetsten, an ihm setzte früher eine gewisse Ruhe in dem dörflichen Leben ein. Die Feldarbeiten sind beendet, der Pflug ist ins Trockene gestellt, auf der Scheundiele erklingt der Taktschlag des Dreschflegels und in der warmen Stube summt das emsige Spinnrad der Hausfrau und ihrer Mägde, die Lopp an Lopp an die Wand hängen; es ist wirklich eine beschauliche Zeit eingeleitet auf dem Bauernhofe und im ganzen Dorfe mit dieser ADVENTSZEIT, die mancherlei Bräuche, auch manch schönen, mit sich brachte. Aeusserlich kündigte sie sich dadurch an, dass an den Abenden auf den Dorfstrassen Peitschengeknall und Kettengerassel erscholl, vielfach durch Maskierte, um von den bösen Geistern nicht erkannt zu werden. Zum Erschrecken von Kindern und alten Weibern waren auf Strassen und Höfen Jugendliche anzutreffen, die mit einem erleuchteten, ausgehöhlten Kürbis, in den ein Gesicht eingeschnitten war, sich umtrieben. Hier und dort erschien der „Busseman“, in die oft absonderlichsten Kleidungsstücke eingehüllt, mit einem Barte aus Flachs oder Hede, in der Hand eine Rute, auf dem Rücken ein Sack, leer oder mit geringwertigem Inhalt.

Sein Erscheinen kündigt er möglichst geräuschvoll an, betritt Haus und Stube, um die ängstliche und harrende Kleinkinderschar zu fragen, ob sie artig gewesen sind und beten können, wenn nicht, dann harrt ihnen die Rute, sonst gibt es wohl eine Kleinigkeit, die Mutter ihm zuvor zur Austeilung zugesteckt hat. Der in die Adventszeit fallende St. Nicolaustag (12. Dez.) trat bei uns weniger in Erscheinung, als solches in anderen Gegenden wohl der Fall war, vereinzelt legte auch er jedoch den Kindern etwas in die bereit gestellten Schuhe. Die letzte Adventswoche brachte dann die letzten Vorarbeiten für das Weihnachtsfest, besonders das nötige Kuchenbacken; von diesem abgesehen, spielte sich früher alles viel bescheidener und einfacher ab, als solches nunmehr der Fall ist. Kuchen allerdings durfte auf keinem Hofe, in keiner besser gestellten Handwerkerfamilie zum Feste fehlen, was in manchen Arbeiterfamilien nicht selbst zu erreichen sich ermöglichte, da dazu die Mittel fehlten. Und trotzdem war im ganzen Dorfe kaum eine Familie oder ein Haushalt, in der ein Stück Festkuchen gefehlt hätte, denn das Gesinde auf den Höfen - Knechte, zum Teil verheiratet, und Mägde, Tagelöhner, Männer und Frauen - bekamen ihren Kuchen regelrecht von den Höfen, auf denen sie beschäftigt waren, und das reichlich, waren zuhause Kinder vorhanden, fiel für die noch ein tüchtig Stück extra ab. Zu Weihnachten musste, neben den kleinen runden Gevatterkuchen, für die Kinder des Hauses der „Bauernjunge“ oder das „Bauernmädchen“ gebacken sein, Kuchenfiguren, deren Augen, Mund und Nase aus Rosinen und Korinthen hergestellt wurden.

Der HEILIGE ABEND, mit wenig Ausnahme, wurde durch die Christvesper im Gotteshaus eingeleitet, mancherorts fanden auch mitternächtliche Gottesdienste statt. Von der Kirche heimgekehrt, fanden dann im häuslichen Kreise die lang herbeigesehnten Bescherungen statt, soweit solche erfolgten oder erfolgen konnten; die Kinder erhielten ausser geringerem Spielzeug ihre nützlichen Geschenke, die Mägde und jungen Knechte, die bei der Bescherung

zugegen sein mussten, erhielten ihr Weihnachtsgeschenk, was teilweise als Teil des Lohnes genauer ausgemacht war. Der Christbaum, wie wir ihn später in allen Bevölkerungsschichten anzutreffen gewohnt sind, war in den frühesten Zeiten nicht vorhanden, er tauchte erst zur Reformationszeit auf, aber auch dann nicht allgemein, war kaum zu finden in einer Familie, in der kleinere Kinder fehlten. War der Baum nicht da, erhielten die zu Bescherenden ihr selbst hergestelltes Naschwerk so auf ihrem Teller zugeteilt. Als nun der Weihnachtsbaum allgemeiner wurde, trat er doch immer sehr bescheiden - unseren heutigen Ansichten nach - auf, mit wenigen Talglichtern versehen, ohne Flitter, höchstens mit billigem Pfefferkuchengebäck und auf Fäden gezogenem Dörrobst (Zwetschen oder Birnen), girlandenförmig aufgehängt, fanden wir dieses wunderbare Weihnachtssymbol früher vor, das dann später in üppigem Lichterglanz erstrahlte, geschmückt mit Engelshaar und allerlei Glanzzierrat. Weihnachten ohne Weihnachtsbaum möchten wir ungern erleben, er mit seinem Strahl und würzigen Duft gehört zu diesem Fest und gibt ihm erst die rechte Feststimmung!

Zuweilen erschien der Weihnachtsmann persönlich, in dem Aufzuge des vorhin erwähnten Busseemann, der wohl als Knecht von ihm gelten soll, auch er kündigt sein Kommen durch Gepolter und Peitschenknall an; da er ja fahren muss, wurden ihm von gläubigen Kindern, durch nicht mehr gläubige meistens dazu veranlasst, Steine auf Hof und Strasse in den Weg gelegt, damit er nach Möglichkeit umschmiss, um mehr zu erhalten.

Das WEIHNACHTSFEST, dieses intimste Fest innerhalb der Familie, wurde natürlich auch kirchlich streng gefeiert, und zwar war der erste Festtag der Kirchgang der Alten, der zweite der der Jugend, wie dies eigentlich bei allen kirchlichen Festen früher der Fall war. Am ersten Festtag musste vorgeschriebene Festkleidung getragen werden, während der zweite Festtag dazu mit diene, Putz und Stat, etwaige neue Garderobe vorzuführen, Erscheinungen, die

allerdings erst etwas spätere Zeiten richtig beherrschten. In manchen Orten war es alter Brauch, dass am Morgen des 1. Weihnachtstages, wie solches auch Neujahrmorgen der Fall war, Branntwein-Kaltschale (Branneweyskoschale) gegessen wurde - auf gekrümelten Honigkuchen wurde Branntwein gegossen und aus der Schale gelöffelt - da war es nicht verwunderlich, wenn Mancher oder Manche in der Kirche ein kleines Nickerchen machten, Wenn eine ältere „Wäsche“ zu dem „Vedder“, der mit dem Klingebeutel umging und hiermit sie durch Anstossen in ihrem süßen Schlummer gestört hatte, zusprach: Nee Vedder, keinen Happen mehr.

Bald nach dem Mittagessen fanden sich dann die Gevatterkinder ein, um ihr „Hillechrist“ zu holen, den kleinen runden Kuchen, ein Stück Honigkuchen, dem wohl etwas Pfefferkuchen beigelegt wurde, ausser einem etwaigen nützlichen Geschenk; am Weihnachtsfest vor der stattfindenden Konfirmation, dem letzten Hillechrist an Gevatterkinder, gabs ein Gesangbuch von dem Gevatter, nach welchem das Kind seinen Rufnamen erhalten hatte, Mädchen erhielten auch wohl ein Konfirmationskleid.

Von Weihnachten ab bis zum Dreikönigstage waren die Tage der ZWÖLFEN, mit denen allerlei Brauchtum und viel Aberglaube verbunden war, da waren viele Zeichen zu beachten, um Unglück vom Hause und Hofe fern zu halten. Der Bauer kündigte dem Vieh in den Ställen an, dass Christ geboren sei, es durfte nicht gesponnen werden, vom Spinnrad musste der Flachs verschwunden sein, es durfte nicht geflickt werden, und sonst mancherlei Arbeit und Handwerk wurde vermieden. - In diese an sich heilig gehaltenen Tage der Zwölfen fällt SYLVESTER, dieser Abschlusstag eines Jahres, der früher ebenfalls mancherlei Gebräuche mit sich brachte. Schon am Nachmittag fanden sich Schulkinder ein, um ihren Neujahrswunsch darzubringen, indem sie teils kirchliche Lieder sangen, hauptsächlich jedoch das bekannte Neujahrslied: „Eck wünsche jech en fröhlich neyt Jahr, Gesundheit, langes Lewen, unn

alles, wat nütte unn gyut is; gewet meck en bettjen, latt meck nich te lange stahn, eck mott noch en Hyus weyer gahn.“ - Ausser den Kindern fanden sich dann noch andere Neujahrswünscher ein, so besonders die Hirten des Dorfes, der Kuh- und Schweinehirt, die sich beim Betreten des Hauses durch ihr Hornsignal anmeldeten. Waren es die Kinder, die Hirten oder sonstige erwachsene Gratulanten männlichen und weiblichen Geschlechts, der Zweck war immer die Erlangung einer Gabe, am liebsten in Lebensmitteln. Wurde hier und dort ein Gratulant zu geringwertig beschenkt, oder gar ganz abgewiesen, denn es gab zu allen Zeiten gnizzige Hausfrauen, wurde der Unzufriedenheit über den Geiz lebhafter Ausdruck gebracht, meistens durch Sprüche, wie z. B. der: „Eck wünsche jech en schlecht neyt Jahr, hundert dyusend Luyse up einen Haar, en Kopp vull Schörwe, en Aas vull Wörme.“

Der Abend des Sylvestertages brachte dann noch allerlei mit sich, stark verbreitet war das Bleigiessen, die Mädchen warfen wohl die von einem Apfel in einem Stück abgeschälte Schale über den Kopf, um aus den Verschlingungen den Namen des Zukünftigen, resp. des Ersehnten zu ersehen. Zuweilen fand auch zu Sylvester bereits das „HÄNSELN“ der Knechte statt, was aber zumeist erst Fastnacht vor sich ging, und wir dort dazu Stellung nehmen wollen. Ein beliebtes Getränk an diesem Jahresschlussstage bildete die Branntweinkaltschale, wie solche zu Weihnachten bereitet, und dort bereits erwähnt ist.

Der NEUJAHRSTAG an sich war wohl auch mit einigen Gebräuchen verbunden, so, dass mancher Bauer seinem Vieh ein gutes neues Jahr wünschte, dass im Garten die Obstbäume mit Strohseilen umbunden wurden, um reiche Ernten zu bringen, und sonstige vielleicht, aber in erster Linie wurde dieser Tag kirchlich gefeiert (soweit er nicht zum Ausschlafen des Sylvesterrausches benutzt werden musste).

Mit dem DREIKÖNIGSTAG (6. Januar) hören die Zwölfer auf, deren Nächte etwas unheimliches an sich hatten. Dass in unsere

heimatlichen Bezirke die heiligen drei Könige umherzogen und sangen, wie solches in anderen Gegenden üblich war, ist nicht nachweisbar, könnte höchstens in grauer Vorzeit der Fall gewesen sein.

Der 2. Februar, LICHTMESSEN, wurde als ein Tag betrachtet, der gewissen Einfluss auf das Wetter des Jahres haben sollte, denn: „Lichtmissen hell un klar, giftn gyut Flassjahr“; für die Bauersfrau war Lichtmessen insofern von Bedeutung, denn da „kalwet de Kauh un leggtet Haun“. Die Tage sind an Länge gewachsen, das Abendbrot wurde von nun an ohne Licht eingenommen: „Lichtmessen, da können die Herren bei Tage was essen“.

Je nachdem, ob Ostern früh oder spät fällt, gehen wir auf Ostern zu und erreichen zunächst FASTNACHT, bei dem wir etwas verweilen müssen.

Obwohl der eigentliche Fastnachtstag der Dienstag ist, fanden hierorts die Hauptfeierlichkeiten, und Fastnacht wurde tüchtig gefeiert, bereits am Montag statt. Zunächst wurden zu Fastnacht, wo es irgend angängig war, grosse Mollen voll „Prilleken“ gebacken, auch Fastnachtkrengel, diese besonders gut in Othfresen, von einer Haltbarkeit bis Ostern und darüber hinaus. Im Dorfkrüge war zu Fastnacht stets allerlei los, auch da gabs Prilleken und Krengel, häufig fanden auch Tanzmusiken statt, diese dann schon am Sonntag. In den Häusern wurde von der Sipp- und Nachbarschaft gemeinsam tüchtig gefeiert, überall musste noch einmal vor Beginn der Fastenzeit, welche streng und ruhig innegehalten wurde, frohe Laune und Heiterkeit herrschen, musste sich mehr oder weniger ausgetobt werden, wenn auch längst nicht in solchem Umfange, wie dies in rein katholischen Gegenden, besonders im Rheinlande mit seiner heissblütigeren Bevölkerung, geschieht. - Am Fastnachtsmontag, an dem ausser der notwendigen Versorgung des Viehes jegliche Arbeit ruhte, war Hauptsitte das „Fuen“, am ausgiebigsten ausgeübt durch die Knechte, die die Mädchen mit den dazu nötigen Fichtenzweigen gehörig einrieben, oft so schlimm,

dass selbst Blut kam, in übertriebenster Art. Neben Kindern meldeten sich in den Häusern auch sonst „Fuer“, um eine Gabe zu erheischen. - Nachmittags durchzogen dann die Knechte, aber auch vielfach die zu dieser Zeit mit Holzhauen in den Waldungen beschäftigten Tagelöhner das Dorf, um auf den Höfen und bei den Handwerksleuten Wurstgaben einzusammeln, die auf ein Schüttelholz, resp. eine Holzgabel, gehängt und im Zuge weiter mitgeführt wurden. Abends wurde dann die eingesammelte Wurst im Krüge bei Einnahme des gehörigen Quantums Schnaps und Süssbieres verzehrt. Bei dieser Gelegenheit wurde das „HÄNSELN“ vorgenommen, falls es nicht schon Sylvester stattgefunden hatte, die Aufnahme der bislang als Enke gedient habenden jungen Burschen unter die Knechte, wozu besondere Bedingungen erforderlich waren: der junge Mann musste 18 Jahre alt sein, oder demnächst werden, ferner musste er im Stande sein, einen Sack Korn = 2 Centner, tragen zu können. Wenn die Knechte in der Wirtsstube versammelt sind, klopft einer der zu hänselnden Jungens an die Tür, drinnen fragt wohl der älteste Knecht, als eine Art Präsident der Gemeinschaft: wer ist da? Antwort: Jungens. Was wollen die? Knechte werden. Kommt rein. - Die Knechte werden befragt, ob sie nichts dagegen haben und der Aufnahme zustimmen. Bei befriedigender Antwort geht nun die Aufnahme vor sich, bei der viel Unsinn und Scherz, harmloser Art, getrieben wird. Die wichtigste Prozedur bei der Hänselei ist mit, dass die Aufzunehmenden rasiert werden. Hierzu sind mehrere Personen nötig und die Vorbereitungen getroffen sein müssen, so die Beschaffung des notwendigen Rasiermessers, aus Holz angefertigt, möglichst gross, eines Beckens mit wenigem Mehl, das den zu Hänselnden anstatt Seife in das Gesicht gestreut wird, einer grösseren Molle und eines Federfittichs zum Zusammenfegen und Einsammeln der abfallenden Barthaare. So wird die Prozedur scherzhaft durchgeführt, die Hauptsache ist natürlich, dass der nunmehrige junge Knecht gehörig einen ausgeben muss. Es werden ihm dabei



aber noch verschiedene Pflichten vorläufig auferlegt, wie er sich den älteren Knechten gegenüber zu betragen hat, auch dass er noch keine Mädchen nach Hause bringen darf.

Auch die Bauern und Handwerker kamen vielfach zur Fastnachtsfeier im Krüge zusammen, wo dann gemeinsam die nunmehr reife Mettwurst, sei es von Hause mitgebrachte oder vom Krüger gelieferte, probiert wurde. Diese Mettwurstessen haben sich bis in die jüngste Zeit, soweit wir heute (1947) überhaupt von Mettwurst sprechen können, fortgesetzt, und zwar ausgiebiger in unserer Kreisstadt, als auf dem Lande. - Während so die männlichen Einwohner im Krüge tüchtig Fastnacht feierten, veranstalteten auch die Enken und sonstigen Jungens unter sich eine kleine Feier in irgend einem Hause, selbst zusammenlaufende Schuljungen „machten sich was“, wie dies auch von den Mägden und sonstigen Kreisen des Dorfes geschah, auch sie verlebten diesen Tag nicht allein und still für sich. Wenn diese es nicht nur mit Kaffee, oder gar Schokolade, bewenden liessen, wurde ein Punsch gebraut oder anderen alkoholischen Genüssen gehuldigt, dabei aber immer das gehörige Quantum Prilleken gegessen. Fastnacht war früher von grosser Fröhlichkeit beherrscht, da wurde sich noch einmal etwas ausgetobt vor dem Einsetzen der Fastenzeit, die in den Familien im Hause streng inne gehalten wurde. Zuweilen fanden auch zu Fastnacht Tanzmusiken statt, dann wohl schon am Sonntag, um noch richtig ausschlafen zu können. - Am Dienstag, dem kalendermässigen Fastnachtstage, wurde von den Mädchen nur die nötige Haus- und Stallarbeit verrichtet, während die Knechte eigentlich, wenigstens vormittags, arbeiten sollten, was jedoch nicht immer ging. An diesem Tage hatten die Mädchen das Recht, oder nahmen es sich, die Knechte zu fuen, besonders die, die ihnen am Tage zuvor oft nicht übel zugesetzt hatten.

OSTERN. Neben seiner kirchlichen Bedeutung wurde das Osterfest von Alt und Jung freudig begrüsst, dies Auferstehungsfest nicht nur des Sohnes Gottes, sondern der ganzen Natur. - An dieses

Fest knüpfen sich viele alte heidnische Sitten und Gebräuche. Schon sein Name, der entnommen sein soll nach dem Namen der heidnischen Göttin Ostara, weist darauf hin, dass es das Fest der erwachenden Natur, der aufsteigenden Sonne ist. Die Karwoche wurde noch einmal streng, rein kirchlich, innegehalten, es war so recht die „stille Woche“. Verkündeten aber die Kirchenglocken das Osterfest - besonders, wenn es nicht allzu früh fiel, wenn die Natur bereits genügend vorgeschritten war, wenn nicht noch Schnee die Felder und Eis die Bäche bedeckte, wie solches leider öfter der Fall ist - dann ging ein frohes Aufatmen, wie draussen in der Natur, durch die Körper und Herzen der Menschen, dann litt es sie nicht mehr in der dumpfen Stube, es trieb sie hinaus in das Freie, auf den Anger und die Dorfstrasse, dann wurde mit allerlei Spielen der Anfang gemacht. - Aber immer wurde bei allem sonstigen die kirchliche Feier nicht vergessen, der Besuch des Gotteshauses nicht vernachlässigt, sei es am Osterfest selbst, oder an dem Gründonnerstage, und ganz besonders am Karfreitag, diesem hohen Festtage unserer protestantischen Kirche. - Eine alte Sitte war es, dass am Gründonnerstag nach Möglichkeit die sog. „Negenstärke“ gegessen wurde, ein Gericht, zu dem neun verschiedene Kräuter Verwendung fanden (Sprossenkohl, Brennessel, Taubnessel, Kälberkropp, Gesche, Rapunzel, Brunnenkresse, Schorbock, Käsekraut), wenn auch von manchem der Kräuter nur wenig genommen wurde, der Sprossenkohl die Grundlage bildete. Vor Sonnenaufgang am Ostermorgen wurde aus dem Bache, war solcher nicht im Dorfe vorhanden, dann anderweitig, das Osterwasser geholt, das gegen den Strom geschöpft sein musste, kein Sterbenswörtchen durfte dabei gesprochen werden, dann war es ein heilsames Mittel gegen allerlei Krankheiten und Abwehr gegen manchem Bösen. - Schon wochen- und Tagelang vor dem Feste hatte sich die heranwachsende Jugend abgemüht einen tüchtigen Haufen Holz auf eine Anhöhe vor dem Dorfe heranzuschaffen, zum Aufbau eines OSTERFEUERS, mit

dessen Abbrennen am Abend des Ostersonntags die eigentliche Eröffnung der Frühlings- und Sommerzeit erfolgte. Vor jedem Dorfe loderten die Osterfeuer, umgeben von der fackelschwingenden Jugend und dem Gros der Bewohner, oft bereits zu frühzeitig angezündet, da die Kinderwelt diesen Augenblick nicht abzuwarten vermochte, denn recht zeitig war die an diesem Tage übliche Abendmahlzeit eingenommen, bestehend aus den bunten, oder mittels Zwiebelschale einfach gelb gefärbten Ostereiern. Es gab wohl in jeder Familie diese Ostereier, da doch auch am Mittag die Kinder von ihren Gevattern sich solche abholten, ihr „Rennei“.

Die Tage und Wochen nach dem Osterfest brachten sodann reichliche Arbeit, der Acker und Garten muss, wie es Zeit und Temperatur stets erfordert, bestellt werden, wenn auch die Aussaat des Sommerkorns erst im Mai vorgenommen wurde. Aber Sonntags, wohl auch an Wochentagen in nicht „allzuhiller Zeit“, zog von Ostern ab das junge Volk auf dem Lande, Arm in Arm, meist Lieder tragischer Art singend, nach dem Holze oder die Dorfstrasse entlang, die Kinder übten an geeigneten Stellen ihre Spiele aus, sei es Ballschlagen, Müller von hinten, oder anderes.

Die WALPURGISNACHT, die Nacht zum 1. April(?), war in unserer Heimat eine gefürchtete, da die auf ihrem Besenstiel nach dem nahegelegenen Blocksberg, dem Vater Brocken, reitenden Hexen diese allzusehr überquerten, da war für das Wohlergehen von Menschen und Vieh manches zu befürchten, da konnte manches behext werden. Von dem „in den April schicken“ wurde früher reichlich Gebrauch gemacht, gar Manchem wurden kleine Unwahrheiten aufgebunden, mit unerfüllbaren Aufträgen zum Kaufmann und Apotheker geschickt.

Mit Eintritt in den sogenannten Wonnemonat Mai gab es mancherlei bemerkenswertes. Die Kinder riefen nicht nur: „Mai, Mai, de Katte legt en Ei“, sie liessen sich, wenn es regnete, die Tropfen auf den blossen Kopf fallen, weil nach Regen im Mai die Haare gut wachsen, abgeleitet nach seiner in der Natur fruchtbringenden

Wirkung. Für den Arbeiter brachte dieser Monat aber auch das „Kuckucksvierteljahr“, das war eine gewisse Hungerperiode, denn die alten Vorräte waren ziemlich verbraucht und neue Nahrung noch nicht da.

In den Mai fällt das PFINGSTFEST. Aus heidnischen Zeiten herrührende Gebräuche sind auf das Pfingstfest mehrfach übergegangen, immer ist es ein Fest gewesen, das den beginnenden Sommer feiert. Mit jungem Birkengrün, dem Maibaum, das Haus und Stall zu schmücken, ist ein uralter schöner Brauch, den wir in allen deutschen Landen, selbst über diese hinaus, vorfinden. Wenn auch Behörden und einzelne Waldbesitzer vielfach gegen das Maiholen vorgegangen sind, wegen der Waldschädigung, es wurde dennoch ausgeführt, und wird fernerhin geschehen. Das Maiengrün soll die beginnende schöne Jahreszeit darstellen, den Frühling und Sommer in das Haus bringen. In den Städten wird ja dies Maiengrün auf den Markt gebracht, und ist dort käuflich zu erwerben, auf dem Lande wird es entnommen dort, wo es wächst, selbst auf die Gefahr hin mit den Forstleuten in Konflikt zu kommen.

Die jungen Burschen gehen in der Mainacht in den Wald und holen den Maibaum, den sie vor den Türen ihrer Mädchen bei Tagesanbruch aufstellen. Mit ihm wurde nicht nur der Hauseingang geschmückt, er wurde auch vor den Stalltüren aufgestellt, für die grosse Magd am Kuhstall, für die kleine Magd am Schweinstall, soweit diese Mädchen ihren Liebhaber hatten, und das war eigentlich in der Regel der Fall. Aber wehe dem Mädchen, das unbeliebt war oder Abneigung gefunden hatte, dem brachte die Maiennacht anstatt des Maien einen „Keilekenbusch“, auch wurde ihnen Schewe gestreut, die früher reichlich im Schewestall auf den Höfen vorhanden war. Dann hatten diese Mädchen am Pfingstmorgen ihre heilige Not, grosse Eile, dass sie diese Sinnbilder der Verachtung durch die Burschen entfernten, was bei der Schewe durchaus nicht so leicht ging.

Von manchen Orten hört man von einer Maibraut, die am ersten Pfingsttage gemacht wurde, in unserer engeren Heimat ist hiervon wohl selten oder kaum Gebrauch gemacht, daher hier nur kurz zu erwähnen.

Das Pfingstfest brachte jedoch früher Jung und Alt auf den Dorfanger, wo Spiel und Tanz, mit der dazu nötigen Musik, stattfand, wo die Jugend oft Wettläufe in Säcken und manch anderes fröhliche Spiele veranstaltete.

Manches von dem, was hier über Pfingsten gesagt ist, spielte sich jedoch schon an dem 10 Tage vor Pfingsten liegenden HIMMELFAHRTSFESTE ab. Soweit dies nicht in rein kirchlicher Weise gefeiert wurde, war es in den nicht allzuweit zurück liegenden Zeiten der Eröffnungstermin der nunmehr auch hier und dort sich eingebürgerten Gartenkonzerte, vor allem, wenn Himmelfahrt und Pfingsten, von dem Ostertermin abhängig, erst spät fielen. Obwohl Himmelfahrt auf einen Wochentag fällt, wurde dieser Festtag streng innegehalten, es war „lüttjen Pingesten“, da der Tag nach ihm der HAGELFEIERTAG war, wenigstens hier im ehemaligen hannoverschen Gebiet, während in dem Lande Braunschweig der zweite Montag im Monat Juni der Hagelfeiertag abgehalten wurde. - In den älteren Zeiten war dieser Festtag ein äusserst wichtiger für jeden Landmann, auf seine strenge Innehaltung wurde gesehen, handelte es sich doch um das Gedeihen der Feldfrüchte, um die die Bittgebete erfolgten. Leider wurde in den späteren und neuesten Zeiten dieser Festtag etwas in den Hintergrund geschoben, da er nach Einführung des Zuckerrübenanbaues in eine eilige Hackperiode fällt, wurde mehrfach der Versuch gemacht, seitens der Landwirte, den Hagelfeiertag auf einen Sonntag zu verlegen, was jedoch von der Regierung abgelehnt wurde, besonders durch Betreiben der geistlichen Stellen, die hierdurch der kirchlichen Bedeutung des Tages keinen Vorteil gebracht, wohl aber ziemlich geschädigt haben. - Hagelfeier reicht weit zurück, noch in die heidnischen Zeiten hinein, es fanden schon damals Flurumgänge

statt, bei denen der Segen Gottes für die Felder herabgefleht wurde, Sitten, die von der christlichen Kirche übernommen sind; unter Vortritt der Geistlichkeit wurden diese Umgänge abgehalten. - Wie wir beim Hagelfeiertag Umgänge vorgefunden haben, finden wir diese auch, noch bis zu unseren Tagen, bei der FRONLEICHNAMSFEIER, in den überwiegend katholischen Gegenden, wie solche in Nähe von Hildesheim, während für unsere engere Heimat, zum grössten Teil doch protestantisch, dieser Festtag der katholischen Kirche hier wenig bemerkbar ist. In den uns benachbarten katholischen Kirchen - Ringelheim, Liebenburg und besonders Grauhof - , findet natürlich Fronleichnamfeier statt, auch mit Umzügen, aber diese beschränken sich auf ein kleineres Gebiet, dehnen sich nicht über weitere Strecken aus. Als Fronleichnamstag kommt der Donnerstag in der zweiten Woche nach Pfingsten in Betracht.

Im Grossen und Ganzen war in der Zeit um Pfingsten herum, je nachdem solches früh oder spät fällt, die früher späte Saatzeit vollendet, bis zum Beginn der Heuernte drängten die Arbeiten nicht so sehr, daher fanden auch dann die für das Jahr vorgesehenen Vergnügungen in dieser Zeit statt. Viele dieser Festlichkeiten waren jedoch heimatlicher, den dörflichen und bäuerlichen Verhältnissen angepasster als die späteren Vereinsfestlichkeiten, von denen sie zum grossen Teil abgelöst sind. Denn auch auf dem Lande, in unserer Heimat, wie überall, hat eine übertriebene Vereinsmeierei stattgefunden, sind derartig viele Vereine gegründet worden, die alle paar Jahr ihr Fest feiern wollen, Dass für die Art der Veranstaltungen vergangener Zeiten wenig überblieb, und oft mancherlei Zwietracht im Dorf den Boden bereitete.

Für uns kommen hier natürlich nur altdörfliche Veranstaltungen in Frage, wie Fahnenjagen, Hahnenschlagen, Sack- und Hammellaufen und evtl. anderen ähnlichen. Dass in einem Dorfe mehrere der genannten Veranstaltungen statt fanden, war wohl eine grosse Seltenheit, könnte auch nur für einen grösseren Ort möglich

gewesen sein. Bereits im Nachwinter wurden die Vorberatungen über die Art des Vergnügens, das geplant war, aufgenommen und die Vorbereitungen getroffen.

Die hervorragendste und wohl vornehmste Vergnügung war das FAHNENJAGEN. Die jungen Burschen des Dorfes, Bauernsöhne und Knechte, waren die Veranstalter dieses ländlichen Rennsports, der dann unter Teilnahme der fast gesamten Dorfbewohnerschaft und Zulauf aus der Nachbarschaft stattfand. Ein Ausschuss, eine Art Komitee, musste gebildet werden, denn es waren immer zunächst allerlei Vorbesprechungen und Vorberatungen zu treffen, damit zu seiner Zeit alles richtig klappte. Ein jeder Teilnehmer hatte zunächst einen Beitrag (meistens 1 Thlr.) in die zu bildende Kasse zu entrichten. Berechtig zur Teilnahme waren nur Junggesellen und Jungfrauen, „Angebrannte“ - d. h. solche die uneheliche Kinder haben - waren ausgeschlossen, aber uneheliche Kinder waren zuweilen die Folge der Vergnügung.

Beizeiten musste der Teilnehmer sich aus den Dorfschönen seine Partnerin erkoren haben, wenn er nicht schon „mit einer Bestimmten ging“. Da bei diesem Fest eine grosse Anzahl von „Texten“ zu halten waren, oft lang und etwas schwülstig, müssen diese gründlich einstudiert und auswendig gelernt werden, wobei der „Fahnenjunker“ und der „Offizier“, letzterer der eigentliche Festleiter, besonders zu wirken haben und zu Worte kommen. War nun der zum Fahnenjagen bestimmte Sonntag - am frühen Morgen desselben wurde von manchem noch Probe geritten - herbeigekommen, dann versammelten sich beim Wirtshaus die Teilnehmer auf ihren Pferden - waren es nun eigene oder von dem Dienstherrn entlehene - , mit Ausnahme des Offiziers. Die Pferde waren mit bunten Bändern und Dutzen in Mähne und Schweif prächtig geschmückt. Zunächst tritt nun der Fahnenjunker in Tätigkeit mit einem Begrüssungstext an die bereits dort erschienenen Zuschauer und Teilnehmer, diese zur Einigkeit ermahmend. Unter Vorantritt der Musikkapelle wird dann zum Hofe des Offiziers gezogen und ihn

abzuholen, sein Pferd ist ausser dem sonstigen Schmuck mit einem Kranz um den Hals versehen, dem späteren Siegeszeichen, er selbst mit einer Schärpe um die Brust. Nun hält auch der Offizier eine gereimte Ansprache, sodann setzt sich der jetzt erst vollständige Zug in Bewegung nach dem Hofe hin, auf dem die Fahne, vom letzten Jagen her, aufbewahrt wurde, auf dem sich inzwischen die festlich gekleideten Mädchen, die „Kranzjungfern“ versammelt und auf einem Wagen Platz genommen haben. Da steht auch ein weiterer Wagen für die Musikanten zur Verfügung; Kutscher, Pferde und Wagen mit reichlichem Schmuck durch Bänder, Blumen und grünen Maien. Die Fahne wird mit einem Text in Empfang genommen und den Kranzjungfern auf ihren Wagen überreicht, auf den sie dann im wohlgeordneten Zuge zum Festplatz überführt wird, sie bildet das Zeichen des Siegers. Die Fahne selbst ist aus Holz angefertigt, bemalt und mit dem Datum des Jagens versehen, ausserdem mit Bändern und seidenen Tüchern, die letzteren erhält der Sieger.

Auf dem Festplatze angelangt - sei es ein Anger oder ein ebener guter Grasweg - hält der Offizier abermals in gereimter Rede den Haupttext, und der Wettstreit um den Hauptpreis, die Fahne, beginnt. Das eigentliche Wettreiten konnte in zweierlei Formen ausgetragen werden: 1) in der Art, dass im gestreckten Galopp, je 3 Pferde dahinjagten, von denen das zuerst durchs Ziel gehende mit seinen Rivalen aus den anderen Gruppen, wenn diese sämtlich ihren Ritt gemacht hatten, den Kampf aufnehmen musste, solange gekürt wurde, bis der eigentliche Sieger sich ergab. Eine 2te Art war die, dass von den Reitern ein unter einer Ehrenpforte aufgehängter Kranz mit dem als Reitpeitsche dienenden Stock herabgeholt werden musste. Wer den Kranz verfehlt und nicht absticht, scheidet aus; das Kranzabstechen - der Kranz selbst wird bei jedem Ritt kleiner - wird ebenfalls solange fortgesetzt, bis einer als Sieger über bleibt. Die Ehrenpforte bildete bei beiden Arten des Wettkampfes das Ziel, der Startplatz lag nicht allzu entfernt, die Bahnlänge betrug



höchstens bis zu 200 Meter. Der Sieger wird von den Kranzjungfern mit einem Kranz geschmückt, ihm wird die Fahne überreicht, seinem Pferde wird der Kranz des Offizierspferdes um den Hals gehängt. Von dem Sieger wird die errungene Fahne in dem Zuge, an dessen Spitze er reitet, auf den Hof getragen, zu dem er und sein Pferd gehört, und dort abgeliefert, zur Aufbewahrung für das nächste Fahnenjagen. Auch hierbei sind die nötigen Texte zu halten.

Der Bauer und Eigentümer des siegreichen Pferdes hat den Beteiligten beim Fahnenjagen zumindest einen Umtrunk zu reichen, wenn er nicht später im Wirtshause ausgiebigere Bewirtung walten liess. - Diese vielen zu haltenden Texte waren meistens von hier und dort übernommene und den Verhältnissen angepasste, es fanden sich aber auch zu ihrem Dichten geeignete Personen vor. - Eine beachtenswerte Rolle bei diesem Vergnügen war auch die Musikkapelle, die die rechten Weisen, die erforderlich waren, zu Gehör bringen konnte. In all den vielen Texten, die gehalten wurden, befanden sich Musikeinlagen, die in einer etwas eigenartigen Weise zu erfolgen hatten, auch musste die Kapelle auf den Ruf „Musik“ hin dem Sprecher, besonders wenn er stecken blieb, aushelfen, damit er nach Einsicht seines Konzepts dann weiter reden konnte. - Nachdem nun die Fahne abgeliefert war, begab sich der Zug abermals nach dem Festlokale, dem Dorfkrüge, löste sich auf, und die Pferde wurden ihren Ställen zurückgeführt. - Die Fortsetzung des Festes erfolgte nun im Krüge, unter Teilnahme vieler Bewohner des Dorfes und aus seiner Umgebung, bei Tanz bis zum frühen Morgen, nur unterbrochen durch ein gemeinsam dort eingenommenes ausgiebiges Abendessen.

SACKLAUFEN war eine Vergnügung, die Jungen und Enken veranstalteten, wobei nicht immer Musik vorhanden war, was auch zuweilen an den Pfingstfeiertagen (hauptsächlich am zweiten) durchgeführt wurde. Mit beiden Beinen wurde in einen Sack getreten, der am Leibe festgebunden wurde, so musste dann darin gelaufen werden. Hierbei kugelten dann die Läufer auf dem

Erdboden häufig dahin, und für die Zuschauer ergaben sich ergötzliche Bilder, vornehmlich, wenn die Läufer es verstanden durch allerlei Allotria zur Erheiterung beizutragen.

Das HAMMELLAUFEN soll ursprünglich durch die Schäfer und Hirten seinen Eingang gefunden haben, es war demnach die Festlichkeit der Hüteleute. Dieses Wettlaufen ist jedoch weniger verbreitet gewesen und fast ganz abgekommen, wozu behördliche Verbote ihren Beitrag geleistet haben. Das Hammellaufen war ein Wettlauf nach einem Hammel oder Schafe, dem am Schwanz ein Spiegel angebunden war. Dem Sieger fiel der Hammel als Eigentum zu.

Von etwas grösserer Bedeutung, als bei den eben aufgeführten Dorffestlichkeiten, war das HAHNENSCHLAGEN.

Beim Hahnenschlagen hatten die führende Rolle die Mädchen, diese Festlichkeit wurde von ihnen veranstaltet, besonders dann, wenn bei den jungen Burschen keine allzu grosse Einigkeit herrschte und diese keine Vergnügung zu Wege zu bringen wussten, und die Mädchen doch allzu gern bei Tanz und Lustigkeit zu feiern wünschten.

Hatten sich nun ein grösserer Kreis von Dorfschönen zur Vornahme eines Hahnenschlagens verabredet, dann wählten sie sich einen jungen Burschen zum Partner. Bei diesem Vergnügen durfte natürlich die Musik nicht fehlen, denn der nachfolgende Tanz war ja die Hauptsache. - In ein auf dem Anger gegrabenes Loch wurde ein an sich schon möglichst bunter Hahn gesteckt, der mit Bändern umbunden und geschmückt war. Der Hahn in seinem Erdloche wurde mit einem irdenen Topf bedeckt, um den die Teilnehmerinnen mit verbundenen Augen herumtanzten, mit einem besonders dazu angefertigten Dreschflegel nach dem Topfe schlagend, jedes Mädchen einzeln. Wer nun den Topf traf und entzwei schlug, den Hahn aus seiner nicht sehr glücklichen Lage befreite, war die Siegerin. Diese wurde jedoch schon im Voraus bestimmt, damit sie als letzte der Teilnehmerinnen auftrat, um allen

zu ihrem Rechte zu verhelfen. Dieser Wettkampf mit dem Dreschflegel konnte zu recht anmutigen Bildern ausgestaltet werden und bot den Zuschauern vergnügliche Unterhaltung. Der Hauptzweck des Ganzen bildete ja doch, wie es bei den meisten der Fall ist, der Tanz, der im Krüge stattfand.

Nicht ausgeschlossen ist es, dass in dieser oder jener Gemeinde unserer engeren Heimat noch irgend welche anderen Vergnügungen stattgefunden haben können, von denen weniger Kenntnis vorhanden ist, wir müssen uns mit dem vorstehenden bescheiden.

Tanzvergnügungen wurden jedoch auch noch wohl von den Gastwirten veranstaltet, bei denen dann von den männlichen Teilnehmern für jeden Tanz zu zahlen war, oder für die ganze Dauer der Veranstaltung. Da an dieser Art von Tanzmusiken jeder teilnehmen konnte, der eben für seinen Tanz zahlte, fanden sich wohl auch junge Burschen aus einem benachbarten Dorfe ein, oder, wie es hier mehrfach der Fall ist, dass die Wirtschaft zwischen mehreren Ortschaften gelegen ist, in dieser Tanzereien waren, kam es häufiger zu Reibereien unter den Teilnehmern aus verschiedenen Dörfern - die Veranlassung war natürlich durch das Ausspannen der Mädchen gegeben - , und eine regelrechte Prügelei war die Folge, manch blutige Köpfe mussten nach Hause getragen werden und die Bader hatten ihre Not mit dem Zurechtflicken.

Weitere Zerstreungen und Unterhaltungen boten die Jahrmärkte und Schützenfeste, die gern besucht wurden, sei es zum Zwecke der Abwechslung des sonst so still dahin gehenden Lebens, sei es zur Einkaufsgelegenheit für alles Mögliche, was dort geboten wurde. Es hatte wohl jeder so seinen bestimmten Jahrmarkt oder sein Schützenfest, was besucht wurde, für letztere kamen für unseren Gau die in Goslar und Salzgitter stattfindenden in Frage. In der Stadt Goslar sowohl, wie in dem Flecken Salzgitter bestanden von Alters her privilegierte Schützengilden. Ursprünglich gebildet waren diese Gilden zum Zwecke der Verteidigung gegen mancherlei Feinde.

Ganz besonders gilt dieses von Goslar, das als damalige freie Reichsstadt ausserordentlich viel zu ringen und kämpfen hatte, nicht zum wenigsten gegen die Herzöge von Braunschweig, denen der Reichtum dieser Stadt mit ihrem wertvollen Erzbergbau und ihren ausgedehnten Harzwaldungen ein steter Anreiz zur Erlangung dieser Werte und damit kriegerischer Ueberfälle gab. Obgleich hier nicht der Ort ist, auf all dieses näher einzugehen, möge doch bemerkt und erwähnt werden, dass der Erfolg für die Herzöge nicht ausgeblieben ist, dass der grösste Teil der weit ausgedehnten Stadtforst (die jetzt noch immerhin stattliche städtische Forst ist nur ein Bruchteil der ehemaligen) verloren ging, wie ebenfalls das Bergwerk, welches ganz in die Hand der welfischen Herzöge gelangte; durch Teilung in diesem alten Fürstengeschlecht entstand sodann die Communion des Goslarschen Bergbaubetriebes, nach der 4 Teile der hannoverschen und 3 Teile der braunschweigischen Linie zuvielen. - Als Rest der früher nötigen Bürgerwehren haben sich die Schützengesellschaften erhalten, die eben auch alljährlich ihr Fest feierten, unter regster Teilnahme der ländlichen Bevölkerung, der südliche Teil unseres Bezirks fühlte sich mehr nach Goslar, der nördliche mehr nach Salzgitter hingezogen, zu Schützenfest, wie zu Krammarkt; in Salzgitter fanden früher auch in jedem Herbst ein Viehmarkt statt. Andere Märkte in der Nachbarschaft sind neueren Datums, so das in Langelsheim, von Bredelem aus viel besucht. Der Herbst führte sodann noch viele Bauern zu dem früher recht bedeutenden Viehmarkt in der Hauptstadt unseres Bistums, Hildesheim, welche doch früher so umständlich von hier aus zu erreichen war, meistens um zu sehen, aber auch Vieh dort einzukaufen, früher weniger zu Zucht-, als zu Schlachtzwecken, wenn in der eigenen Wirtschaft die Schlachtkuh fehlte.

Wenn wir nun wieder in unseren Jahreslauf zurückkehren, haben wir die ERNTEZEIT erreicht, die trotz aller damit verbundenen Mühen und Arbeiten als eine festliche gilt. Der Segen des Jahres

wird unter Aufbietung aller Kräfte geborgen und in die Scheunen und auf die Böden gebracht, wobei in früheren Zeiten mancher Brauch herrschte, der nun nicht mehr anzutreffen. Jetzt, wo die Maschine in aller nur denkbarer Art und Weise eingreift, hat die alte Volkssitte keinen Platz mehr. Dann und wann ist es wohl noch anzutreffen, dass zum Beschluss der Ernte dem Hofherrn seitens der Feldarbeiter ein Erntekranz überreicht wird, der auf der Däle des Hauses seinen Platz findet. Wenn nicht mit dem letzten Fuder, das eingebracht wurde, geschah es meistens am ERNTEDANKFEST, von einem reichlichen Mahl gefolgt, an dem alle an der Einbringung des Erntesegens beteiligten Arbeitskräfte vereint sind, wo die Hausfrau für Alle gemeinsam gekocht und zubereitet hatte. Da gab es einen tüchtigen Braten, da war Kuchen gebacken, der Zutrunken von Süßbier und Branntwein fehlte dabei nicht. Leider verschwand zum grössten Teil auch diese schöne althergebrachte Erntebratenfeier im letzten halben Jahrhundert auf den meisten Bauernhöfen, die bei der Ernte mittätig gewesenen Tagelöhner und Frauen bekommen wohl ihr gutes Stück Schaf- oder sonstiges Fleisch zugeteilt, roh, und können damit anfangen und zubereiten, was und wie sie wollen. Auch Kuchen wird ja noch immer zum Ernteschmaus gebacken, wie es früher üblich war, davon bekommen Alle, die zum Hofe gehören, ihr Teil ab, aber die alte Tradition ist verloren gegangen, wie bedauerlicherweise so viele Sitten und Gebräuche der alten Zeit.

Die Eröffnung der Erntezeit macht, wie es in der Natur der Sache liegt, die Heuernte, zumeist um Mitte des Monats Juni, der unter regelrechtem Verlauf, den Wachstums- und Witterungsverhältnissen entsprechend, im August das Mähen des Roggens folgte, während sowohl der weniger stark angebaute Weizen und das Sommerkorn, Hafer sowohl wie Gerste, früher fast immer erst im September geerntet werden konnten. Bei dem Sommergetreide verzögerte sich die Ernte ja schon aus dem Grunde, dass diese Fruchtarten erst im Mai ausgesät waren. Beim

Roggenmähen war es eine alte Sitte, dass der Bauer, wenn er seine Mäher auf dem Felde aufsuchte, „ins Seil gebunden“ wurde; hieraus musste er sich dann durch eine separate Gabe, meistens eine gespendete Flasche meistens süssen Schnapses loskaufen. Da der Roggen die wichtigste und am stärksten angebaute Getreideart war, wurden bei dessen Ernte alle auf dem Hofe beschäftigten Knechte und Mägde, Tagelöhner und Frauen emsig eingespannt, während zum Mähen des Weizens vielfach die bei den Gespannen befindlichen Knechte schon dabei ausfielen, die nun wieder mit Pflügen ihre Arbeit hatten. Das Sommerkorn wurde meistens vom Hofknecht oder Tagelöhnern allein, ohne Abnehmerinnen, mit dem Stell gemäht, später aufgebunden.

Selbstverständlich ist es, dass bei den Erntearbeiten die Beköstigung, entgegen der im allgemeinen recht einfachen Kost, eine bessere, vor allen Dingen kräftigere war, da wurde mit der Verabreichung von Schlachtewerk nicht geheizt. - War nun das erste Fuder Roggen kaum unter Dach und Fach, dann begann man mit dem Ausdrusch, teils um die zu Ende gehenden Vorräte zu ersetzen, teils zum Verkauf, da Geld zur Entrichtung der auf dem Hofe lastenden Gefälle beschafft werden musste, oder das Korn als Zins und Zehnten dem eigentlichen Gutsherrn, als Eigentümer des Grund und Bodens, abgeliefert werden musste, was in der Zeit von Michaelis bis Martini fast ausnahmslos zu geschehen hatte.

In Bezug auf die Beköstigung war der Bartholomäitag, der 24. August von besonderer Bedeutung, da von diesem Tage ab für die nicht mit Erntearbeiten Beschäftigten das Vesperbrot fortfiel, denn: „Barthelmeiwig, stick et Veeremal bey un kreyg de Döschelehre her“.

Es waren überhaupt manche bestimmte Tage, die allgemein von besonderer Bedeutung geltende anerkannt wurden, da war zunächst „Siebenschläfer“, 27. Juni, der ausschlaggebend für das Wetter betrachtet wurde, und öfter noch heute wird; in katholischen Gegenden spielt der Fronleichnamstag eine grosse Wetterrolle,

denn „wie die Blumen vor dem Pfarrer verwelken, trocknet das Gras auf der Wiese“. Zu Mariä Geburt zieht die Schwalbe fort, - dann naht der Herbst.

So naht sich der Sturmmonat November, der 10. November ist der Martinstag. Bei uns hier wurde dieser Geburtstag unseres grossen Reformators nicht an seinem Kalendertage gefeiert, sondern am Sonntag vorher, wenn der 10. bis zum Mittwoch fiel, am Sonntag nachher, wenn es in den drei letzten Wochentagen der Fall war.

MARTINI hatte ja früher auf dem Lande eine ganz besondere Bedeutung. An diesem Tage begann und endete das Mietjahr für das Gesinde. Ob Wechsel eintrat, oder nicht, am Montag nach dem Martinisonntag wurde nicht gearbeitet, den Tag benutzten die Knechte und Mägde dazu bei Schuster und Schneider ihre Rechnungen zu bezahlen, denn bis zu diesem Tage hatten die Dienstboten Stundung bei den Handwerkern; soweit solches nicht auf den stellenweise um Martini herum stattgefundenen Märkten Einkäufe gemacht waren, wurde dieses nunmehr ausgeführt, gar mancher Kaufmann machte am Martinisonntag sein bestes Geschäft im ganzen Jahr. - Martini brachte aber auch vielfach eine von dem Gastwirt veranstaltete Tanzmusik in das Dorf, da konnte was ausgegeben werden, das Jahrlohn war empfangen, da „hatte der Junge Geld“, wie es früher hiess. Sobald am Martinisonntag das Mittagessen eingenommen war, erschienen die Knechte, nach diesen die Mägde, nach Rang und Würde, bei ihrem Dienstherrn, um das Jahrlohn in Empfang zu nehmen. Soweit kein Vorschuss, der von ordnungsliebenden Dienstboten nur spärlich und ungerne aufgenommen wurde, geleistet war, gelangte an sie der gesamte ausbedungene Jahrlohn zur Auszahlung. Von dem Hofe abziehendes Gesinde verliess sodann denselben, sich von ihrer bisherigen Dienstherrschaft - vom Herrn, der Frau und den Kindern - anständig und ordnungsmässig verabschiedend, selbst dann, wenn einmal kleine Differenzen stattgefunden haben sollten, begleitet vielleicht von Ermahnungen und guten Wünschen für die Zukunft.

Die an ihrer bisherigen Dienststelle Verbleibenden versahen wohl auch am Montag die ihnen obliegende Abwartung des Viehes, im übrigen hatten auch sie an diesem arbeitsfreien Tage für sich Besorgungen zu erledigen. Der Zuzug des neueintretenden Gesindes erfolgte seitens der Knechte und Enken im Laufe des Dienstag Vormittag, dagegen traten die Mägde frühestens am Donnerstag, meistens am Sonnabend Vormittag in dieser Martiniwoche ihren neuen Dienst an, sie hatten ja auch mit Instandsetzung ihrer Sachen zu tun. -

Beginnend und endigend mit dem Martinstag haben auch wir mit ihm unseren Rundgang durch das Jahr beendet.



Siebenter Abschnitt .

---

**Einiges über**  
**ABERGLAUBEN ,**  
**WETTERREGELN**  
**und**  
**VOLKSMEDIZIN .**

Hexenglaube  
Riesen u. Zwerge - Vorlat - Tückeboten  
Glück- u. Unglückbringende Anzeichen  
Wetterregeln  
Volksmedizin - Klostermittel  
Balsamträger - Wunderdoktoren  
Bader und Heilkundige  
Das Besprechen  
Schröpfen - Aderlass - Blutegel  
Volkstümliche Arzneien  
Viehkrankheiten - Viehseuchen

Wenn auch noch heutigen Tages in Stadt und Land mehr oder weniger allerlei Aberglauben herrscht, von altersher bekannte Wetterregeln teilweise nicht ohne Beachtung gelassen werden, mancherlei volksmedizinische Praktiken anzutreffen sind, ist dies doch nur ein Bruchteil von früher. Es sind meistens nur kümmerliche Reste, die nicht mehr als glaubwürdig betrachtet werden, während unsere ältesten Vorfahren fest an diese alten Regeln und Geschichten glaubten und nach ihnen handelten. Gerade das Mystische an ihnen, das vorherrschte, bildete den wesentlichsten Anziehungspunkt. Vieles ist längst vergessen, und das Überbleibsel mühsam zu sammeln.

Bei dem ABERGLAUBEN spielte die Geisterwelt, sowohl in unserem Heimatbezirk, wie überall in deutschen Landen, die wesentlichste Rolle, die wunderbarsten Vorstellungen und Spukgeschichten waren vertreten und fanden Glauben. Da hörten wir viel von Hexen, Riesen und Zwergen, Menschen mit bösem Blick, über Vorlat (Vorzeichen), Tückeboten, überirdische Gestalten und Erscheinungen, neben sonstigen Gespenstergeschichten; sie alle bildeten reichlich Erzählungsstoff - nicht zum wenigsten in den Spinnstuben -, sie erzeugten Angst und Bangigkeit, besonders, wenn sie mit Geschick vorgetragen wurden, was von vielen alten Frauen bestens verstanden wurde. Wir können hier nur kurz auf einiges eingehen.

Der HEXENGLAUBE war stark verbreitet, gerade in unserer Heimat, in der Nähe des Brockens, welcher von den Hexen mit Vorliebe aufgesucht wurde. In der Walpurgisnacht (der Nacht zum 1. Mai) ritten diese auf Besenstielen, Mistgabeln und Ziegen auf die Kuppe des Blocksberges, um dort zu feiern, allerlei Spuk auszuüben, und auf ihrem Wege Schaden auszuüben. Die Zauberkraft der Hexen war gross, daher kam es häufig dazu, dass diese bösen Weiber auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden.

RIESEN und ZWERGE traten häufig in Erscheinung, auch von ihnen konnte Unheil sowohl, wie auch Glück, über Menschen und Vieh gebracht werden. Diese überirdischen Gestalten haben unsere

Heimat nicht verschont gelassen, da finden wir noch Zeugnis von ihnen in den Zwerglöchern bei Othfresen (die Zwerge hausten in der Erde), den Clusfelsen bei Goslar, dem Sandkorn im Schuh eines Riesen, dem dieser drückte und daher dahin geworfen wurde. Die Zwerge verfügten häufig über grosse Schätze, die sie zuweilen an Menschen vergaben, denen sie wohlgesinnt waren.

In das Gebiet der Hexerei gehört der BÖSE BLICK, den bestimmte Leute ausüben konnten, die damit Menschen und Vieh was antun konnten, das letztere am Gedeihen zu hindern vermochte. Da wurde erzählt von Leuten, die diesen hatten, dass sie in der Lage waren zu bannen, Menschen an ihrer Arbeit zu hindern, Tiere auf ihrem Platz zu fesseln, sie später durch einen Zauberspruch zu lösen.

Recht fest geglaubt wurde an das VORLAT, dem Vorboten künftiger Ereignisse, welches sich in verschiedensten Formen zeigen konnte. Auch manche Leute waren mit der Gabe behaftet, dass sie voraussehen und künftige Geschehnisse ankündigten. Der Glaube an das Vorlat hat sich in manchen Kreisen bis heute erhalten.

Ueberirdische Gestalten von Menschen und Tieren waren die Masse vorhanden, Geister, zumeist kopflos, trieben ihr unheimliches Wesen, spukende Tiere verursachten Angst und Bangen, Gespenster mancher Art wandelten, hauptsächlich in der Mitternachtsstunde, an bestimmten Plätzen und Häusern, über die die wunderbarsten Geschichten in Umlauf waren.

Mit TÜCKEBOTEN bezeichnete man auftretende Irrlichter, die sich an nassen, sumpfigen Stellen zeigten. Bald hier oder dort aufleuchtend, und wieder verschwindend, ist eine tanzende Erscheinung wahrzunehmen.

Manch andere gruselige Gespenstergeschichte wurde erzählt, von der stark abergläubischen früheren Bevölkerung geglaubt; wenn andere auch von dem Törichtigen überzeugt waren, so wurden dennoch, selbst von diesen, althergebrachte Regeln beachtet, von denen einige folgen mögen, einiges bereits in voranstehenden Abschnitten gestreift und erwähnt wurde.

Für bestimmte Arbeiten war die richtige Auswahl des Tages nötig. Glück bringend galt (und noch heute) das vierblättrige Kleeblatt, das gefundene Hufeisen (mit der offenen Seite nach unten wird es an die Tür genagelt).

Ein Glückskind ist, das an einem Sonntag geborene (wird heute noch vielfach als solches betrachtet).

Wenn sich die Katze putzt, kommen Gäste ins Haus.  
Kräht ein Huhn, soll man ihm den Hals umdrehen, es bedeutet Unglück.

Wo Schwalben nisten, kehrt Glück im Hause ein.  
Wo ein Storch auf dem Dache sitzt, kommt im Hause ein Kind an.  
Ist der Brotteig gesäuert, müssen darauf 3 Kreuze gemacht werden, sonst gerät das Brot nicht.  
Wenn jemand das Brot schief anschneidet, ist es ein Zeichen, dass er an diesem Tage gelogen hat.

Wenn zwei denselben Gedanken oder Wunsch aussprechen, leben sie noch lange zusammen: „Wenn wey dat owert Jahr noch dauet, denn lewe wey noch“, sagt man.

Wenn der Jäger zur Jagd geht, und es begegnet ihm zuerst ein altes Weib, hat er kein Jagdglück, Glück bringt ihm aber, wenn sein begleitender Hund ihm die Losung entgegen setzt.

Weisse Flecke auf den Fingernägeln deuten auf Glück, sie zeigen auch die Reihe der Jahre an, die man noch zu leben hat.

Glück bringt das Begegnen eines jungen Mädchens am frühen Morgen. Wenn man das Salzgefäß auf dem Tische umwirft, bedeutet dies Zank oder Unglück.

Beim Kartenspiel muss auf das zuerst gewonnene Geld gespuckt werden, dann verliert man nicht.

Wenn das Feuer im Ofen bullert (dat Fuyer schillt), gibt es Streit.  
Hühnerfedern im Bette bringen Zank und Streit in der Familie.

Wer ein Hühnersteiss verzehrt, kann das Maul nicht halten.  
Eine Neuigkeit erfährt der, dem die Nase juckt.

Sind alle Schüsseln bei Tische rein ausgegessen, gibt's gutes Wetter. Wenn 13 Personen bei Tische zusammen sitzen, stirbt eine

davon im Laufe des Jahres.

Wenn man von Läusen träumt, bringt dies Glück.  
Träumt man von Eiern, stirbt bald jemand aus der Verwandtschaft.  
Ist jemand tot gesagt, lebt er noch lange.

Ohrenklingeln deutet gutes oder böses an: link Ohr = Klingohr,  
recht Ohr = schlecht Ohr.

Ausser diesen aufgeführten abergläubischen Regeln, gab es noch eine grössere Anzahl anderer. Wir wollen nun einige alte WETTERREGELN folgen lassen, Prophezeiungen die im Umlaufe sind, nach ihrer Bedeutung und ihrem Werte sehr verschieden. Die meisten dieser Regeln sind im Laufe der Jahrhunderte aus einer Anzahl von Erfahrungen heraus entstanden. Der auf das Wetter sehr stark angewiesene Landmann, die Hirten, die früher auch nachts im Freien bei ihrer Herde zubrachten, die Forstleute, sie stehen in ihrem Berufe mit der Natur und deren Wechslerscheinungen im innigsten Zusammenhange, beobachten diese alle, und so wurden aus dem Lauf der Wolken, den Mondphasen, dem Stand der Sterne, den mit der Witterung wechselnden Gewohnheiten der Tiere und manch anderen Merkmalen eine Anzahl von Regeln gesammelt, die häufig einen guten Kern enthalten, sich mehrfach bewahrheiten, so dass an sie geglaubt wurde und wird. Unsere alten Kalender - grössere Verbreitung hatte auch hier zu Lande der „Hannoversche Volkskalender“, wie auch der „Goslarsche Bergkalender“ - brachten viele Wetterregeln und Termine für die verschiedenartigsten Verrichtungen, die in früheren Zeiten teils streng beachtet wurden und als Richtschnur dienten. Man sagte allerdings vom Kalender, dass diesen die Menschen machten, das Wetter aber der liebe Herrgott, aber trotzdem wurde er immer wieder zu Rate gezogen.

Eine grosse Rolle für den Landmann spielte der Regen, und da gibt es eine Anzahl von Wetterregeln, über sein Kommen und sein Aufhören; eine kleine Auswahl möge hier folgen:

Wenn es an „Siebenschläfer“ regnet, regnet es 7 Tage, oder 7 Wochen. Es gibt Regen, wenn die Tauben auf dem Dache in einer

Reihe sitzen, wenn die Schwalben niedrig fliegen, wenn der Mond einen Hof hat, wenn die Berge verschleiert sind, wenn die blinden Fliegen stark stechen, wenn die Sonne sehr früh am Morgen scheint, wenn sich die Katze putzt, wenn der Hund Grass frisst, wenn sich die Tauben baden. Regnet es am Karfreitag, regnet es auf den heißen Stein, d. h. es gibt einen heißen, trockenen Sommer. Tritt das erste Gewitter im Jahre ein, dass die Bäume noch kahl sind, gibt es viele Gewitter. Schönes Wetter tritt ein, wenn die Schwalben hoch fliegen (der höhere oder niedrigere Flug der Schwalben richtet sich bekanntlich danach, in welcher Höhenlage sich ihre Nahrung, die Mücken und sonstige Insekten, aufhält), wenn der Blocksberg klar zu sehen ist, wenn Abendrot am Himmel steht, auch wenn die Schüsseln bei Tische alle rein gegessen sind.

Andere Regeln deuten auf Frost, Reif und Schnee, so: erster Reif wird durch Regen wieder abgespült, wenn „de Gaus Marteynich up Eyse steyht, dat Christkind in Drecke geyht“, wenn grüne Weihnachten, dann weisse Ostern, wenn sich die Tage längen, fängt die Kälte an zu strengen, Märzenschnee, tut den Früchten weh, Mamertus, Pankratus und Servatius (11. Bis 13. Mai) sind die gestrengen Herren, die drei Eisheiligen, bis dahin fürchtet man Frost, „Matteys bricket Eyes, findte keins, bringte eins“.

Viel Einfluss auf das Wetter wurde dem Freitag zugeschrieben: wie das Wetter am Freitag, so am kommenden Sonntag, - ist die Woche wunderbar, so der Freitag absunderlich. - Der Wind steht mit den Hühnern auf, und geht mit ihnen zu Bett.

Eine ganz bestimmt eintreffende Wetterregel ist: wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich das Wetter, oder es bleibt, wie es ist.

Nun einiges über VOLKSMEDIZIN. Die wissenschaftliche Medizin, wie sie in der Gegenwart dargeboten wird, wie sie von hilfsbedürftigen Kranken - in den letzten Jahrzehnten missbräuchlich auch von vielen eingebildeten Kranken, von Simulanten und Drückebergern - in Anspruch genommen werden kann, war ja in den alten Zeiten nicht möglich, gerade auf dem Lande auch weniger gebräuchlich, da suchte man sein Heil gegen

alle Leiden zumeist dort und bei dem, was geboten wurde. Da erst die neuere Zeit durch Forschungen die grossen Fortschritte in diese Wissenschaft gebracht haben, standen auch die weniger vorhandenen Aerzte der Heilung und Besserung mancher Leiden machtlos gegenüber. So fand man vielfach in den Klöstern Mönche, die sich mit der Heilkunde abgaben, die Medizinen bereiteten, die von dem Volke willig in Anspruch genommen wurden. Nach solcher Art niedergeschriebenen Rezepten wurden fortlaufend gar oft von den Klöstern, die sich dadurch eine gute Einnahme zu schaffen verstanden, oder solchen Personen, in deren Besitz sie gelangt waren, gewisse Heilmittel hergestellt und verbreitet, zum Teil auf den Jahrmärkten. Herumziehende Quacksalber boten ihre Mittel an, zogen damit von Dorf zu Dorf, um solche abzusetzen. Zumeist fanden sie willige Abnehmerinnen bei den Frauen, denen ja vornehmlich Krankenpflege und Wartung oblag. Noch in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts hinein waren in den Dörfern unserer Heimat herumziehende Händler anzutreffen, man nannte sie BALSAMTRÄGER, die in den reichlich vorhandenen Taschen ihrer Kleidung - Koffer oder dergleichen durften sie nicht mitführen, da durch behördliche Verordnungen der Vertrieb der meisten Mittel verboten war - Pflaster, Salben und Medizinen verborgen hatten, diese Waren anboten und massenweise absetzten. Bei ihrer regelrechten Wiederkehr war es meist ein regelrechter Kundenkreis, der aufgesucht wurde, auch hatten sie hier und dort eine Mittelsperson, die eine kleine Niederlage dieser Geheimmittel führte. Wir wollen aber durchaus nicht sagen, dass alle diese Mittel reiner Schwindel gewesen wäre, nein, es fanden sich auch solche darunter, die wirklich gut waren, besonders gute Pflaster. Immerhin ist es ein grosser Fortschritt, dass nunmehr ärztliche Hilfe zu Rate gezogen wird, bevor irgend welche Kurmittel zur Anwendung gelangen, da bei den meisten Leiden zunächst die Ursache zu ergründen ist, und von Fall zu Fall eine Entscheidung getroffen werden kann.

Zu allen Zeiten (auch jetzt noch) finden wir Wunderdoktoren, die



oft den grössten Zulauf haben, und sich ein glänzendes Einkommen verschaffen. Die meisten dieser Kurpfuscher wollen das Heilverfahren erblich besitzen, sie haben ihre besonderen Merkmale, aus denen sie die Krankheiten erkennen wollen und danach ihre Heil- und Kurmittel ausgeben, die teils selbst nur aus den Apotheken zu beziehen sind; der Eine ersieht die Krankheit aus dem Auge, der Andere aus dem Urin, der dritte aus dem Nackenhaar (Schäfer). Leider hat mancher Kranker, der auf diese Weise Zuflucht suchte, diesen Missgriff mit dem Tode bezahlen müssen.

Früher waren es vielfach die Schäfer, die neben den Badern als Heilkundige anzutreffen waren und zu Rate gezogen wurden. Nicht nur für die kranken Menschen, auch für erkranktes Vieh musste der Schäfer Rat und Hilfe bringen. Zumeist waren es Kräuter und Pflanzen, aus denen sie ihre Tees und Salben, ihre sonstigen Mixturen herstellten, meist wenig oder ganz unschädliche Mittel, nur nicht immer richtig verwendet, da eben die Krankheit nicht richtig erkannt war. Dass in den Säften vieler Pflanzen sehr zuträgliche Heilmittel vorhanden sind, ist eine unbestreitbare Tatsache, und selbst unsere moderne Heilkunde macht davon Gebrauch.

Der am meisten zu Rate gezogene Arzt war der Bader, ein jeder dieser „Doktoren“ hatte seine gewissen Mittel für die leidende Menschheit. Aus dem Stande der Bader gingen dann aber auch die bei den Kriegstruppen wirkenden Feldscheere hervor, die sich ausser Verbandsleistungen selbst mit Amputationen abgaben. Es liessen sich Fälle anführen, in denen ehemalige Barbieri als spätere Wundärzte und als Chirurg bezeichnete, behördlich zugelassene Heilkundige, zu nennen wären, die tatsächlich in ihrem Fach leistungsfähig und kundig waren. Zumeist waren diese Chirurgen in irgend einer Weise in den Anatomien der medizinischen Fakultät einer Universität tätig gewesen, wobei sie ihr Wissen und Können erlangt haben, was sich in ihrer Praxis erweiterte. - Gute Erfolge in der Krankenbehandlung konnten auch noch anderweitig angetroffen werden, so in Goslar durch Dr. (h. c.)

Lampe, wie erwähnt sein möge, zu dessen Patienten Mitglieder königlicher Häuser gehörten, denen er mit seinem Trank und seiner Energie Heilung verschaffte, was ja wohl nicht allzu schwer war, da es bei seinen Patienten, die alle besseren Ständen angehörten, zumeist darum handelte, dass die durch allzu üppige Lebensweise und gewisser Schlemmerei im Blute vorhandene Schlacke entfernt wurde, wozu der Lampesche Trank sich vorzüglich eignete. - So finden sich übrigens noch andere Mittel vor, die bei richtiger Anwendung gute Erfolge hatten, die in unserer Gegend hier viel verbreitet waren, zu erwähnen wäre das Ohlendorfer Pflaster, als kräftiges Zugmittel, der Bereler Trank, bei Wundbehandlungen, und noch andere.

Dann aber wurde zur Heilung wirklicher Krankheiten vielfach der Rat weiser Frauen, die in dem Rufe standen heilkräftig wirken zu können, aufgesucht. Wenn es bei der Verwendung von Tee oder Salben, hergestellt aus dem Pflanzenreiche entnommenen Kräutern, verblieb, konnte dies nichts oder doch nur geringfügig schaden, aber leider waren oft auch „Besprechungen“ gewisser Krankheiten häufige Erscheinungen. In der Volksmedizin spielten überhaupt Segen- und Zaubersprüche in den frühen Zeiten eine grosse Rolle, mussten doch sogar durch behördliche Anordnungen dagegen vorgegangen werden, wie um die Mitte des 17. Jahrhunderts geschehen ist. Bei den Besprechungen von Krankheiten ist übrigens der Glaube an die Heilwirkung dadurch die Hauptsache, und erfahrene Besprecherinnen wussten die Stunde ihrer Besprechung so geschickt auszuwählen, dass der Glaube an ihre Heilkraft im Volke gestärkt wurde, wenn der Krankheitsfall auf natürlichem Wege eine Besserung nahm, wie solches bei dem häufig auftretenden „Anschöte“ der Fall war, diesen ziemlich plötzlich auftretenden Anschwellungen (der Rose), die am 7. Tage zumeist abnimmt; wurde diese Krankheit am 6. Tage besprochen, so war damit die Besserung erwiesen.

Zahllos sind die Vorschriften und Rezepte, die bei allen möglichen Krankheiten zur Anwendung gelangten. Jede Nachbarin und jeder

gute Freund wusste da ein altes und bestbewährtes Mittel, das da und da geholfen haben sollte. Auch unsere alten Kalender waren überfüllt mit Mitteln für alle möglichen Krankheiten, sie brachten Vorschriften über ihre Anwendung, da war die Mondstellung oft zu beachten, die rechte Tageszeit war zu berücksichtigen, wie auch bei manchem die Jahreszeit, und was sonst noch in Frage kam.

Stark verbreitet war früher das SCHRÖPFEN und der ADERLASS, beide Prozeduren wurden durch die Bader vorgenommen, wo mehr oder weniger Blut dem Körper entzogen wurde; bei einigen Kinderkrankheiten vornehmlich fand diese Blutentnahme durch das Ansetzen von BLUTEGELN statt. Möge so oder so darüber geurteilt werden, das Aderlassen und besonders das Schröpfen waren nicht zu verachtende Mittel zur Gesunderhaltung des Körpers; unsere Vorfahren konnten mehr Blut entbehren, als die modernen jetzigen Menschen, vor allen Dingen, in ihrem Blut herrschten gesunde Säfte vor, infolge ihrer gesunderen Ernährung und geringeren Aufnahme von Sachen, die im Körper mit der Zeit als Gift wirken. - Besonders der Aderlass war stark verbreitet, viele Leute glaubten nicht weiter leben zu können, wenn nicht im Frühjahr ein solcher vorgenommen war. In den alten Kalendern fanden sich die Vorschriften vor, wann Aderlass zu erfolgen hätte, über dazu besonders geeignete Tage, Jahreszeiten, die Seite des Körpers, auf der er erfolgen solle u. s. w.

Die Arzneien, denen oft Wunderwirkungen zugestanden wurden, hatten vielfach volkstümliche Bezeichnungen, entstanden aus dem lateinischen Namen für dieselben, die Apotheker, die sie zu verabreichen hatten, mussten schon für die Bezeichnung besonderes Verständnis besitzen. So wurde gefordert: Bärendreck = Lakritzen, Teufelsdreck, Trecköl, Männekensaat (Pulver gegen Ungeziefer), das lateinische Wort Unguentum (Salbe) wird zu umgewendet - umgewandten Napolium, umgewandten Mercurius, -- Trittum u. a. Die meisten der früher angeforderten Mittel sind aus den Apotheken verschwunden, sind durch bessere ersetzt, ein geschäftstüchtiger Apotheker wusste sich jedoch in allen Fällen zu helfen, wusste er aus der Anforderung nicht das eigentlich

erwünschte heraus zu finden, nun, dann gab er etwas hin, das eben nicht schaden konnte, besonders bei geforderten Salben war es zumeist reines Schweineschmalz, dem wohl irgend ein Riechstoff zugetan war. - Nicht unerwähnt darf bleiben, dass in Folge des stark herrschenden Mythos häufig die Zuflucht zu den verschiedensten Sympthiemitteln genommen wurde, die fast unglaubliches zu Tage förderten.

Wie bei den Krankheiten der Menschen, wurde auch bei der Behandlung der Viehkrankheiten und Viehseuchen zu allerlei Zaubermitteln gegriffen, da die Meinung stark verbreitet war, dass das Vieh verzaubert, behext, sei, dagegen musste dann ein anderes Zaubermittel in Anwendung gebracht werden. Studierte Tierärzte kannte man ursprünglich nicht, diese waren erst in späteren Zeiten vertreten. Da kam für die Behandlung der Pferdekrankheiten vornehmlich die Schmiede in Betracht, die übrigen Viehgattungen wurden durch ihre Hirten behandelt, mehr ohne, denn mit Erfolg. Es waren natürlich auch medizinische Mittel für mancherlei Krankheiten käuflich, zumeist auf den Märkten und von Quacksalbern, die wohl dem Vertreiber, weniger dem Vieh geholfen haben werden. Bei Viehseuchen, die viel und verbreitet auftraten, wurde in manchen Fällen das sog. „wilde Feuer“ angezündet, durch das das Vieh getrieben wurde.

Für Menschen und Vieh hat die medizinische Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten durch eingehende, mit grossem Erfolg gekrönte Forschungen enorme Fortschritte und Besserungen gebracht. Wir sind nicht mehr, wie es früher der Fall war, auf allerlei Zauber- und Geheimmittel angewiesen, in der neueren Zeit kann den Kranken geholfen werden, wenn sie nur rechtzeitig und an rechter Stelle Heilung suchen. Für den Tod aber, ist immer noch kein Kraut gewachsen.

E N D E !

## I N H A L T S = U E B E R S I C H T :

### I. Abschnitt:

Geschichtliches über Bredelem.....	3
BistumHildesheim.....	5
Amt Liebenburg.....	6
Bredelems Vorgeschichte.....	7
Liebenburger Erbregister.....	11
Zehnten und Zins.....	14
Schäferei - Dorfkrug.....	15
Hildesheimer Stiftsfehde - 30 jähriger Krieg.....	16
Westharingen und Haar.....	17
Franzosenzeit.....	19
Preussische und Westfälische Zeit - Wiener Kongress.....	20
Herrendienst - Verkopplung.....	22
Kirchenbau.....	23
Unruhen von 1848.....	25
Schlacht bei Langensalza (27.6.66).....	26
Hannoversche Armee.....	26
Innerste-Schäden.....	27
Brandschäden.....	

### II. Abschnitt:

Rückblicke in die Vergangenheit der Landwirtschaft.....	33
Die Feldmark.....	35
Dreifelder-Wirtschaft.....	36
Wiesen.....	37
Liebenburger Erbregister v. 1548.....	38
Gutsherren - Bemeierung.....	38
Meierbrief.....	41
Zehnten - Herrendienst.....	42
Erbzins.....	44
Bewirtschaftung der Feldmark.....	45
Aussaat- und Erntemengen.....	45
Umschau in Haus und Hof.....	47
Acker- und Hofgeräte.....	48

Pflug - Egge - Walze.....	48
Wagen.....	50
Sonstige Geräte.....	51
Frühjahrsbestellung.....	53
Leinsaat und Flachs - von der Aussaat bis zur Verspinnung.....	56
Die Erntezeit.....	63
Herbstbestellung.....	66
Die Gärten.....	67
Die Viehwirtschaft - Pferde.....	68
Rindviehhaltung.....	70
Schafhaltung.....	74
Schweinehaltung.....	79
Ziegenhaltung.....	
Geflügelhaltung.....	82
Kartoffelanbau - ihre Einführung.....	83
Verkoppelung (Zusammenlegung der Aecker).....	85
Beschreibung eines Ackerhofes.....	86
<b>III. Abschnitt:</b>	
Von den Waldungen.....	95
Gemeindeforst.....	97
Aufforstung der Innerste.....	98
Appelhorn - Radberg - Wildemeersberg - Söltersbusch.....	99
Private Aufforstung in der Haar.....	100
<b>IV. Abschnitt:</b>	
Ueber Kirche und Schule.....	101
Die Kirche.....	103
Die im Amte gewesenen Prediger.....	104
Neubau der Kirche.....	106
Aphoristische Nachrichten.....	108
Die Schule.....	118
Das Schulhaus.....	121
Verschiedenes von der Schule.....	122
<b>V. Abschnitt:</b>	
Von den Bewohnern.....	125

Ursprüngliche Abstammung.....	127
Die Sprache.....	131
Die Bauern.....	133
Die Hirten.....	134
Das Gesinde.....	134
Die Behausung.....	138
Die Wohnräume.....	141
Die Wirtschaftsgebäude.....	144
Einrichtung der Wohnung.....	144
Die Kleidung.....	146
Die Ernährung.....	150
Von der Wiege bis zur Bahre.....	156
Geburt und Taufe.....	156
Schulzeit.....	157
Konfirmation.....	159
Lehrzeit und Wehrpflicht.....	159
Heirat und Hochzeit.....	160
Brautfahren.....	162
Polterabend.....	162
Die Hochzeitsfeier.....	163
Tod und Begräbnis.....	165
Anhang: Münz-, Mass-, und Gewichtssysteme.....	166
<b>VI. Abschnitt:</b>	
Das Jahr mit s. Festen und Vergnügungen, seinem Brauchtum...	171
Allgemeines.....	171
Der Heilige Abend.....	175
Das Weihnachtsfest.....	176
Die Zwölfen.....	176
Sylvester.....	177
Der Neujahrstag bis Fastnacht.....	178
Das Hänseln.....	180
Das Osterfest.....	181
Osterfeuer.....	182
Walpurgisnacht.....	183

Das Pfingstfest.....	183
Himmelfahrt und Hagelfeier.....	184
Das Fahnenjagen.....	186
Sacklaufen - pp - Hahnenschlagen.....	189
Tanzmusiken - Jahrmärkte - Schützenfeste.....	190
Erntezeit und Erntedankfest.....	192
Martini.....	194
<b>VII. Abschnitt:</b>	
Aberglauben - Wetterregeln - Volksmedizin.....	197
Hexenglaube.....	199
Riesen u. Zwerge - Vorlat - Tückeboten.....	200
Glück- u. Unglückbringende Anzeichen.....	201
Wetterregeln.....	202
Volksmedizin - Klostermittel.....	203
Balsamträger - Wunderdoktoren.....	204
Bader und Heilkundige.....	205
Das Besprechen.....	206
Schröpfen - Aderlass - Blutegel.....	207
Volkstümliche Arzneien.....	207
Viehkrankheiten - Viehseuchen.....	208